

eXperimenta

Online und Radio Magazin für Literatur und Kunst

INKAS INstitut für KreAtives Schreiben www.inkas-institut.de

dezember 2011

Herausgegeben von Rüdiger Heins und Carolina Butto Zarzar



HAMLET IN DER KRIPPE

GERLINDE HEEP UWE MENGEL JOACHIM MOLS BOB DYLAN BRIGITTE BEE

ANNE WALDMAN EWART REDER MONIKA BILSTEIN JÖRG ERB

RÜDIGER HEINS CORNELIA BECKER ROLF KRIEGER

AHMED TONI SASKIA PASIÒN CHRISTINE HIDRINGER

EZEQIEL CASAMADA

EDITORIAL



Liebe Leserinnen und Leser,

bei der Betrachtung des aktuellen Weltgeschehens könnten wir heute sagen:

„No Future“ –

Keine Zukunft für die Menschheit auf dem Planeten Erde!“

Hildegard, die Heilige vom Rupertsberg, hätte das im 11. Jahrhundert auch so sagen können. Damals hätte sie das sicherlich in Latein oder Althochdeutsch gesagt. Wir wissen es heute nicht. Was wir wissen ist, dass sie in der Zukunft der Menschheit eine Chance gesehen hat. *„Da wo der Mensch Gott aus seinem Alltag verbannt, versteppt die Erde und der Mensch wird zu einem wilden Tier“* ist eines ihrer Zitate, das im 21. Jahrhundert vermutlich noch mehr Gewicht hat als im Mittelalter.

Die Volksheilige lässt uns mit ihren Visionen teilhaben an einer göttlichen Essenz, die nicht jedem Menschen in dieser besonderen Form zu Teil wird. Das muss auch nicht sein, denn alle Lebewesen auf dieser Erde stehen unter dem Schutz göttlicher Spiritualität, die sich in vielen Formen, Religionen und Praktiken zeigt. Gemeint ist aber immer nur das Eine:

Die Liebe, denn *„die Essenz aller Religionen ist die Liebe“*, so sagte das einmal der Dalai Lama!

Liebe ist Zukunft und Zukunft ist immer. Auch in diesem Augenblick, der in drei Sekunden schon wieder der Vergangenheit angehört, liegt eine Zukunft. Zukunft ist dort, wo wir eine haben wollen. Zukunft gehört denen, die sie sich nehmen. Die Zukunft gehört uns allen!

Solange es aber gesellschaftsfähig ist, im „Nichtfunktionieren“ zu handeln, wird es uns nicht gelingen, etwas zum „Funktionieren“ zu bringen. Bei der Behandlung eines Problems verbringen wir oftmals mehr Zeit mit der Ursache, als mit deren Lösung.

Umdenken ist auch im 21. Jahrhundert angesagt: Wer sich in der Not des Nichtfunktionierens wohlfühlt, hat auch keine Zukunft.

Die Lösungen für ein Problem liegen oft näher, als sie vermutet werden und da, wo wir eine Lösung finden, ist auch eine Zukunft.

Zukunft findet in unseren Köpfen, in unseren Bäuchen, in unseren Herzen, in unseren Genen, den Zellen, und was weiß ich wo statt. Zukunft ist da, wo sie willkommen ist.

Zukunft ist eine Vision, eine Leidenschaft, ein Gefühl. Zukunft ist der Wunsch auf etwas Neues! Die Zukunft der Menschheit liegt in der Liebe und dem liebevollen Umgang miteinander. In der Familie, im Alltag, im Weltgeschehen.

Das Einzige, was auf diesem Planeten wirklich globalisierungsfähig ist, ist die Liebe! Und das sind Sie und ich oder Du und...

Willkommen zur „Vision der Liebe!

Ihr Rüdiger Heins

www.ruedigerheins.de

<p>Wegen der Weihnachtsfeiertage und dem Jahreswechsel wird die nächste Ausgabe der eXperimenta erst am 10. Januar erscheinen. Wir bitten um Verständnis und wünschen ein frohes Fest und einen guten Rutsch. Ihr Redaktionsteam.</p>

INHALT

Rüdiger Heins: Editorial	3
Inhalt	5
Ein Wort der Redaktion	6
Das Interview: Monika Bilstein vom Peter Hammer Verlag	7
Impression: Ahmed Toni „KAIRO“	9
Jörg Erb: Being dylaned	10
Ezequiel Casamada	23
Anne Waldman: Shaman	25
Die Brigitte Bee Trilogie: Teil III	40
Cornelia Becker: Turmgedächtnis I	45
Uwe Mengel: Hamlet in der Krippe	48
Aus dem INKAS Institut	70
Christine Hidringer: Weihnacht und Kontrollverlust	71
eXperimenta RadioMagazin	73
Joachim Mols: Interview mit Gott	74
Rolf Krieger`s Weihnachtsmann kommt	83
Bob Dylan Revisited, eine Buchbesprechung von Joachim Mols	84
Reder & Antwort: Der Abglanz	86
Saskia Pasiòn: Weihnachten im Obdachlosenheim	87
Rüdiger Heins: Flucht ins Nichts	90
Skuli Björnssons Hörspieltipp	95
Impressum	97

Titelbild: Gerlinde Heep

Ein Wort der Redaktion

Die eXperimenta ist ein kostenloses Magazin. Eine Kommerzialisierung streben wir nicht an. Die Gründe sind leicht erklärt. Auch wenn die Kunst in ihrer Abhängigkeit von Mäzenen immer schon in der Versuchung war, ein Business zu werden, so ist sie eben doch keine Ware wie jede andere. Der individuell schaffende Geist kann sich nur bedingt den Wünschen und illusionären Träumen eines stets gewinnorientierten Marktes unterwerfen. Zudem wollen wir auch den finanziell schlechter gestellten Kreisen – die soll es doch tatsächlich geben – die Möglichkeit geben, sich am kulturellen Leben zu beteiligen. Das hat für uns grundsätzlich etwas mit der Würde des Menschen zu tun.

Nur, es geht halt den Menschen wie den Leuten. Das Lektorieren einzelner Texte, die Kontaktaufnahme mit Verlagen und Künstlern sowie das Entwickeln spannender Themen kosten Zeit. Arbeitszeit, um genau zu sein. Das, was unser kleines Team zeitlich in die eXperimenta investiert, fehlt, um sich anderweitig um den Lebensunterhalt zu kümmern. Oder um es noch einfacher zu formulieren, vom Idealismus alleine wird keiner satt.

Spenden oder ein Sponsoring könnten dafür sorgen, den Motor auch in Zukunft am Laufen zu halten. Wenn diejenigen, die es sich leisten können, einmal im Monat auf ein Bier, eine Packung Zigaretten oder den ohnehin ungesunden Gang zu MacNochwas verzichten und stattdessen dieses Geld an uns weitergeben würden, hätten wir genug Reserven im Tank, um weiterhin mit Freude Gas geben zu können.

Ein kleiner Dauerauftrag von 3 oder 4 Euro monatlich oder eine einmalige Jahresspende von 40 Euro der Angesprochenen wären zweifellos genug. Mehr braucht es nicht und mehr wollen wir auch nicht. Zu viel Geld würde auch unseren Charakter verderben. Dieser kleine Beitrag ist aber für uns und die eXperimenta doch überlebenswichtig.

Wir danken all unseren Lesern und wünschen Ihnen weiterhin viel Freude bei der Entdeckung neuer Geisteswelten.

Chefredakteur Joachim Mols im Namen der gesamten Redaktion

Bankverbindung:

ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.
Mainzer Volksbank Konto: 295460018 BLZ: 55190000

Verwendungszweck: »Spende eXperimenta«

Das Interview



Monika Bilstein

Verlagsleiterin beim Peter Hammer Verlag

eXperimenta: Liebe Frau Bilstein, wie wird man eigentlich Verlegerin?

Monika Bilstein: *Ich bin Verlegerin geworden, weil ich, nachdem ich schon viele Jahre im Peter Hammer Verlag in wechselnden Aufgabenbereichen und als Prokuristin tätig war, über einen ausgeprägten Erfahrungsschatz in der Verlagsarbeit verfügte und ein Gespür hatte fürs Programmmachen und die Ökonomie. Das hat den Aufsichtsrat bewogen, mir die Aufgabe der Verlagsleitung und Geschäftsführung anzuvertrauen.*

eXperimenta: Würden sie heute wieder Verlegerin werden, wenn sie die Wahl hätten?

Monika Bilstein: *Ja, das würde ich. Wenn auch die Verantwortung für Arbeitsplätze, gute Programme und vieles mehr manchmal den Schlaf rauben kann, so würde ich doch immer wieder diesen Weg gehen. Es ist der vielseitigste und schönste Beruf,*

den ich mir für mich vorstellen kann, er entspricht meinen Neigungen und offenbar auch meinen Fähigkeiten und bringt mich ständig mit interessanten Menschen in Kontakt, was eine große Bereicherung bedeutet.

eXperimenta: Welche Akzente setzen sie in Ihrem Verlagsprogramm?

Monika Bilstein: *Der Peter Hammer Verlag verlegt schon von Beginn an afrikanische und lateinamerikanische Literatur – ein Schwerpunkt, den ich mit Begeisterung pflege. Daneben erscheinen politische und ethnologische Sachbücher, die sich ebenfalls mit südlichen Kontinenten befassen.*

Außerdem ist der Verlag sehr angesehen für sein innovatives und anspruchsvolles Kinder- und Jugendbuchprogramm, das ich in den letzten Jahren erfolgreich ausbauen konnte. Viele unserer Bilderbücher haben Preise und Auszeichnungen erhalten.

eXperimenta: Wie sehen ihre Zukunftsplanungen für den Peter Hammer Verlag aus?

Monika Bilstein: *Der Verlag hat neben der kontinuierlichen Fortführung der bestehenden Programmsparten spannende programmatische Pläne für die nächsten Jahre, die ich im Einzelnen natürlich noch nicht verraten kann.*

eXperimenta: Welches Buch würden sie uns aus ihrem Verlagsprogramm empfehlen?

Monika Bilstein: *Ich empfehle mit Begeisterung die Lektüre des Romans „Der Friseur von Harare“ des zimbabwischen Autors Tendai Huchu. Sein Debütroman ist ein schwungvolles, unterhaltsames Buch, gleichwohl mit Tiefgang, das ein afrikanisches Tabuthema aufgreift, die Homosexualität.*

eXperimenta: Schreiben sie auch selbst?

Monika Bilstein: *Nein, ich schreibe nicht selbst, und habe dafür auch keine Pläne.*

eXperimenta: Vielen Dank für das Gespräch

Rüdiger Heins sprach mit Monika Bilstein

Informationen zum Peter Hammer Verlag: www.peter-hammer-verlag.de

IMPRESSION

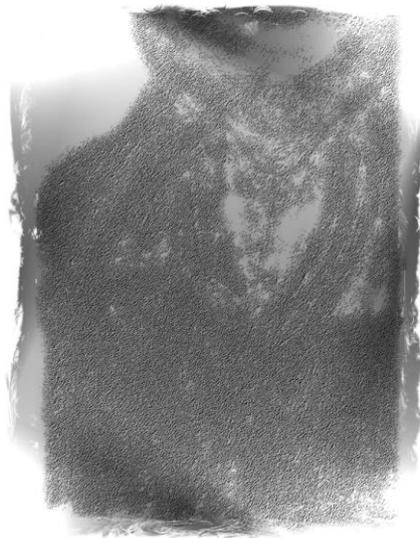


Foto: Ahmed Toni Kairo im November 2011

Jörg Erb

„Being dylaned“

Nicht nur die Zeiten ändern sich



Ein Kleid auf der Leine zum Trocknen gehängt, der Himmel an die schwärzesten Wolken verschenkt. Die Fenster weit offen, eine Tür schlägt im Wind, keiner kann bleiben, wo keine mehr sind.

Ich weiß wirklich nicht, woher das kommt; ich weiß keinen wirklichen Ort, mit dem diese Zeilen in meiner persönlichen Erinnerung verbunden wären. Und doch war ich da, an diesem Ort.

Ich könnte die Zeit, aus der stammt, was ich da aufgeschrieben habe, nicht genau bestimmen. Aber ich glaube, es ist lange her und längst nicht vorbei. Bilder, die mir diese Geschichte illustrieren, sind ausnahmslos schwarzweiß.

Im besten Falle weiß ich nichts. Wenn ich einen Song schreibe, habe ich aber eine Ahnung, als warte da etwas auf mich, das noch keiner entdeckt hat – Bilder, Worte, Töne, die merkwürdig zueinander finden wollen und mir, der dann nur noch den unbekanntem Stimmen lauschen kann, bis diese gar nicht mehr fremd, sondern endlich vertraut klingen, mehr verraten als eine Geschichte, die nur in Fakten und Daten überliefert ist.

Wenn ich Glück habe, komme ich irgendwann an einen Punkt, an dem ich mich in der Geschichte verlaufe, die mich so nachhaltig beschäftigt, dass ich die Gitarre nur aus der Hand lege, um mit leeren Händen nach einem Pinsel zu greifen. Vielleicht malen mir Pinsel und Farben aus, wie diese Geschichte zu Ende erzählt werden muss?

Einmal, im November 1995, ich stand auf dem Bahnsteig in Mainz und wartete auf meinen Zug, der mich nach Freiburg bringen sollte, meldete sich zu einer mir seit Jahren vertrauten Musik ein Text, den ich, nachdem ich im Zugrestaurant Platz genommen hatte, fieberhaft aufschrieb. Diese Zeilen verschwanden jedoch schon bald in meiner Schreibtischschublade. Sie blieben dort so lange liegen, bis sie mir zehn Jahre später plötzlich wieder einfielen. Diese Zeilen verraten mir zumindest den Zeitpunkt des Geschehens, das dieser Song mir beschreiben wollte.

Mein Herr, mein Herr, war das gestern oder heute,

wer sind all die Leute, die vor meinem Fenster stehen, mein Herr? Sagen Sie, wen Sie dort sehen, mein Herr!

Mein Herr, mein Herr, hören Sie die Schritte,

sind das Stiefelritte? Sagen Sie, was Sie dort sehen, mein Herr!

Warum bleiben Sie nicht stehen, mein Herr?

Ich kann weithin Stimmen hören, doch ich sehe kein Gesicht,

und die Stimmen werden lauter, doch verstehen kann ich sie nicht. Durch die Fenster fliegt ein Stein, und ich rieche schon den Rauch, und der Stein bleibt nicht alleine, und ich höre Schreie auch.

Mein Herr, mein Herr, hören Sie das Splittern,

spüren Sie nicht mein Zittern? Sagen Sie, wo sind Sie denn, mein Herr? Sagen Sie, wer sind Sie denn, mein Herr?

Mein Herr, mein Herr, wenn ich Sie nur fände,

bitte machen Sie ein Ende! Folgen Sie den Schritten nicht, mein Herr! Hören Sie mein Bitten nicht, mein Herr?



Kein Song kommt von alleine. Und jedes neue Lied bringt irgendetwas mit, das übriggeblieben ist.

Wer solchen Geschichten aufmerksam zuhört, um von ihnen etwas zu erfahren, das er sich nicht erklären kann, ist nicht selten unterwegs zum nächsten Song, auch wenn er selbst auf der Stelle zu treten scheint und die neue Strophe noch nicht zu erreichen ist.

*Meine Stadt liegt tief im Nebel,
ich komm nicht mehr raus,
halt die Hand schon auf der Klinke,
dies ist nicht mein Haus.*

Am 3. Februar 2010 – Bob Dylan gab an diesem Tag übrigens keins seiner rund 100 Konzerte, die er im Schnitt pro Jahr spielt, so verraten Archive – wurde Giacomettis „L’Homme qui marche“ bei Sotheby’s für 74,4 Millionen Euro versteigert – der höchste Betrag, zu dem je ein Kunstwerk auf einer öffentlichen Auktion den Besitzer wechselte.

Giacometti schuf seine mannsgroße Bronzeskulptur im Jahr 1960, sie hat sozusagen zu ihrem 70. Geburtstag erneut den Besitzer gewechselt. Die meiste Zeit ihres Daseins stand diese Figur jedoch unbewegt auf der Stelle.

„I know, it looks like I’m moving, but I’m standing still.“

1960 verließ irgendwo in der amerikanischen Provinz ein junger Mann sein Elternhaus – so wie vielleicht 17 weitere an diesem Tag. Sein Name: Robert Allen Zimmerman, das zumindest stand in seinem Pass, so glaubt man bis heute zu wissen. Sein Ziel, wenn es auch ursprünglich ein ganz anderes war: Die nächst größere Universitätsstadt, wo er sich fürs Studium einschrieb. Lange sollte er dort nicht bleiben; er spielte lieber auf seiner Gitarre und hörte Musik, so oft und so lange es irgend ging. Er war zumindest seiner Heimatstadt Hibbing endlich entkommen. Er hinterließ Bruder, Vater und Mutter. Und mit seinem Namen ließ er auch eine scheinbare Identität hinter sich, die sich mit nichts, was er in sich spürte, ausfüllen ließ.

„Ain’t talkin’, just walkin’.“

Knapp 100 Jahre zuvor glänzte ein junger Franzose in Charleville-Mézières nahe der französisch-belgischen Grenze mit seinen schulischen Leistungen. Die Mutter, so sagt man, sei stolz gewesen auf ihren Arthur, der sich selbst 1871 als „siebenjährigen Dichter“ bezeichnete. Zumindest in der Retrospektive des Siebzehnjährigen erscheint das als eine frühe Auflehnung gegen die alleinige Gewalt der Mutter über den Sohn, nachdem Arthurs Vater sich aus dem Staub gemacht hatte und seine Ehefrau sich fortan verhielt als sei sie verwitwet.

Ein Foto zeigt den Achtjährigen, der zur Heiligen Kommunion aus scheinbar stahlblauen Augen finster die Linse der Kamera aufs Korn nimmt – gestochen scharf sein Blick, als dränge eine Wut aus ihm heraus, für die er seinen mickrigen Körper verantwortlich macht, der allzu langsam wachsen will – gefangen als Mutters eigenes Fleisch und Blut. Aber irgendwann, das verrät diese Wut mir auf dem Foto bereits, irgendwann will er diesem Gefängnis entkommen, und sei es zu Fuß und ohne einen Sous in der Tasche. Notfalls – vorübergehend – auch nur mit einem Vers, den er aufs Papier schmiert.

„I made shoes for everyone, even for you, while I still go barefoot.“

Wenige seiner Zeitgenossen haben ähnlich weite Strecken zurückgelegt wie Jean Arthur Nicolas Rimbaud, der Weltreisende auf der Flucht vor dem Stillstand – und zeitlebens im Angesicht der übermächtigen Mutter.

„Oh where have you been, my blueeyed son? Oh where have you been, my darling young one?“

Aus dem Jahr 1964 ist mir ein Familienfoto erhalten geblieben: Es zeigt meine Lieblingstante Gretl, die ihren vierjährigen Neffen in Schlips und Anzug an ihrer Seite mit einem Lächeln aufzumuntern versucht.

Ich bin hart geblieben damals, fixierte die Kamera mit meinem unerbittlichen Blick, schließlich hatte ich mich vorher schon demonstrativ aus der Hochzeitskutsche fallen lassen. Warum? Ich weiß es bis heute nicht. Ich habe aber eine leise Ahnung, meine Mutter könnte es mir heute vielleicht verraten, wäre sie nicht bereits 1997 gestorben.

1973 höre ich zum ersten Mal den Namen „Bob Dylan“. Richard, ein Freund meiner Schwester, der mich einmal pro Woche auf der Gitarre unterrichtet, hat mir bereits die zwei Akkorde zu „He’s Got the Whole World“ auf der Wandergitarre meines Vaters beigebracht; diese Gitarre bekam mein Vater von seiner Mutter, meiner

„Memminger Oma“, die wie mein Vater aus Tirol stammte, zum 40. Geburtstag geschenkt. Er hat sie nie in Gebrauch genommen.

Willst du vielleicht „Blowin’ in the Wind“ lernen, fragt Richard mich. Ich habe dieses Lied nie gehört, sage ich ihm, und weil mein Gitarrenlehrer mich ungläubig fragt, ob das mein Ernst sei, komme ich mir entsetzlich dumm vor, lasse mir den dritten Akkord zeigen, der mir zur Begleitung noch fehlt und lerne fleißig den Text auswendig. Und fahre sofort am nächsten Tag allein mit dem Bus in die Stadt, um mir eine Schallplatte von Bob Dylan zu kaufen.

Die kommenden Tage bis zur nächsten Gitarrenstunde höre ich „Bob Dylans Greatest Hits“ rauf und runter. So gut wie kein Wort verstehe ich von dem, was dieser Bob Dylan mir da singt, aber seine Stimme bringt mich nicht mehr vom Plattenspieler und meiner Gitarre weg. Ich versuche meist nur, seine Laute zu imitieren, die mir seltsam vertraut und zugleich geheimnisvoll erscheinen. Innerhalb kürzester Zeit investiere ich all mein Taschengeld zur Anschaffung sämtlicher bereits veröffentlichter Alben, um dieses merkwürdig verständnisvolle Gespräch weiterzuführen.

Es dauert ein Jahr, bis ich selbst mein erstes Lied schreibe. Bis dahin kann ich den Großteil seiner Songs schon auswendig, Richard studiert mittlerweile in Tübingen Theologie, und ich habe mir durch intensives Lauschen alle erforderlichen Akkorde und Techniken von den Platten und aus Songbooks allein erarbeitet. Meine schulischen Leistungen kann man schon kaum noch als solche bezeichnen. Hilflös beargwöhnen Mutter und Vater mich.

1976 ziehen wir aus dem Schwäbischen ins Rhein-Main-Gebiet. Ich gebe eine Abschiedsparty und verliebe mich an diesem Abend, weiß aber noch nicht in wen. Gleich vier Mädchen aus meiner Klasse gehen mir nicht mehr aus dem Kopf. Aber die eine, Ramona, schickt einen Brief, der mir plötzlich klar macht, dass sie es wohl ist, der ich in Gedanken nachhänge, sobald ich mittags aus der Schule komme und mir die Kopfhörer aufsetze. Und natürlich ist die Gitarre, die ich mir mittlerweile von meinem Konfirmationsgeld gekauft habe, mein bester Freund und ständiger Begleiter. „Song to Ramona“ spiele ich so lange bis mir klar wird, dass ich nicht Bob Dylan bin und Ramona eben nur eine Namensvetterin der von Dylan Besungenen ist. Und da gelingt mir auf einmal der erste Song auf Deutsch.

Ich zog mir meine Stiefel an, verlor die Augenblicke ganz und gar, und als ich mich besann, ja, da war schon alles nicht mehr wahr.

1977 stehe ich das erste Mal mit diesem Lied, gemeinsam mit meinem Freund Thommy und mit Dylansongs auf der Bühne. Seitdem, und vor allem nachdem ich von der Rolling-Thunder-Revue sowie die Aufnahmen von „Hard Rain“ nahezu in Dauerschleife gehört habe, wird der Wunsch nach einer beruflichen Ausweitung meiner großen Leidenschaft immer stärker.

Und von Rimbaud habe ich mir mittlerweile eine Reclam-Ausgabe der „Zeit in der Hölle“ gekauft. Nur von den „Briefen des Sehers“ weiß ich noch nichts.

„Ich ist ein anderer.“ *

„I and I in creation of ones nature neither honours nor forgives.“

Es gelingt mir nicht, und ich weiß auch noch gar nicht, wie ich das in Worte fassen sollte, also scheitere ich bereits früh an der Versinnlichung sämtlicher Dinge.

1978 gelingt es dem Konzertmanager Fritz Rau, Bob Dylan erstmals für eine Reihe Konzerte nach Deutschland zu holen. Zu fünft brechen wir auf, fahren einen Tag vorher bereits mit einem geliehenen Zelt im Auto aufs Zeppelinfeld nach Nürnberg. Dass dieser Ort ein historischer ist, wissen wir nicht, bekommen aber nach Einbruch der Nacht sehr bald schon eine Ahnung davon: Wir besichtigen im Dunkeln dieses Gelände und beschließen spontan, dort nicht länger bleiben zu wollen und stattdessen das Hotel aufzusuchen, in dem, wie wir erfahren haben, Bob Dylan und Eric Clapton untergebracht sind.

In der Lobby des Hotels sitzen wir die ganze Nacht, lassen uns von diversen Musikern, die am nächsten Tag auf dem Festival auftreten werden, Autogramme geben und fragen „by the way: where is Bob?“ Als ich ein Gespräch zwischen Fritz Rau und einer Amerikanerin belausche, die offenbar zu Dylans Management gehört, schnappe ich seine Zimmernummer auf, verlasse die Lobby und suche nach der nächsten Telefonzelle. Ich rufe in der Rezeption des Hotels an und verlange im breitesten Amerikanisch, das mir möglich ist, „room four-o-four please“. Man stellt mich durch, nach einem zweimaligen Tuten hebt jemand ab, hängt aber gleich wieder ein.

Als ich die Telefonzelle verlasse, sehe ich am Fenster schemenhaft eine Gestalt, die durch die Gardinen einen kurzen Blick auf die Straße riskiert.

Nach dem Konzert am nächsten Tag brechen wir ein zweites Mal auf, schaffen es aber nicht, das Gelände zu verlassen. Ohne Schlaf und nach siebzehn Stunden im Schneidersitz gehorcht mir mein Körper nicht mehr. Ich bin nicht mehr in der Lage, mein Auto zu steuern.

Am Montag nach dem mit 80.000 Besuchern bis dahin größten Festival auf deutschem Boden, berichtet mir meine Freundin Doris, dass Clapton und Dylan in dieser Nacht eine Session in der Hotellobby abgehalten haben.

Und meine Mutter erzählt mir, an welchem Ort ich gewesen bin: auf dem Gelände, wo einst Hitler seinen Reichsparteitag zelebrieren ließ. Meine Mutter, Tochter eines überzeugten Nationalsozialisten der ersten Stunde, war vom Vater dabei erwischt worden, wie sie heimlich zum Kommunionunterricht ging. Es prasselten zunächst unerbittliche Schläge auf ihren achtjährigen Hintern, am nächsten Tag versprach der Vater ihr, bald mit ihm zum Reichsparteitag nach Nürnberg fahren zu dürfen. Dieses Versprechen blieb er ihr aber bis zu seinem Verschwinden in Oberitalien 1944 schuldig.

Zahlreiche Dylan-Konzerte sollten folgen, er kam im Laufe der Jahre so gut wie regelmäßig nach Deutschland, und ich ließ kaum eine Gelegenheit aus, mir anzuhören, wie er seine Songs von Mal zu Mal veränderte.

Meine Eltern trennten sich, mein Vater ging beruflich nach Berlin, meine Mutter zog sich allein in unser zweites Zuhause in Tirol zurück. Ich brach die Schule ab, zog allein von Frankfurt nach Düsseldorf, um dort eine Lehre als Verlagskaufmann zu beginnen, weil die Familie meiner Freundin ins Münsterland umziehen musste.

„If today was not an endless highway, and if tonight was not a crooked trail, and if tomorrow wasn't such a long time, then lonesome would mean nothing to me at all.

Yes and only if my own true love was waiting, and if I could hear her heart so softly pounding, yes and only if she was lying by me, then I'd lie in my bed once again.”

Wenigstens meiner Freundin wollte ich einigermaßen nah sein, zog aber schon nach eineinhalb Jahren wieder allein zurück, weil ich da nicht wieder heimisch werden konnte, wo ich meine Kindheit verbracht hatte. Aus meiner Liebe war eine

schmerzhaft Abhängigkeit geworden, sie zerbrach. Und ich ertrug die Depressionen meiner mittlerweile aus Tirol zurückgekehrten Mutter nicht mehr, die immer mehr unter der Trennung von meinem Vater litt.

Die schwarze Frau war wieder da

Sie ging vorbei und ich blieb stehen

Und sie verschwand so wie sie kam

Ich schau ihr nach und kann nicht weitergehen

Ich schmiss die Lehre, zog wieder zurück ins Rhein-Main-Gebiet, wo eine neue Liebe auf mich zu warten schien und begann eine Lehre als Buchhändler.

In dieser Zeit begann ich häufig in Kneipen und Klubs zu spielen, erst allein, dann in verschiedenen Bands als Sänger und Mundharmonikaspieler. Mit meinem Partner Bernd war ich drei Jahre im Duo mit unseren „Songs & Liedern“ unterwegs. Neben eigenen Liedern spielten wir immer auch zahlreiche Dylansongs.

Mit regelmäßigen Auftritten in den Musikkneipen Frankfurts und gelegentlichem Taxifahren hielten wir uns über Wasser und unsere träumenden Köpfe in den Wolken, bis die Neue Deutsche Welle uns von den Bühnen der Musikklubs spülte.

„One more cup of coffee for the road, one more cup of coffee before I go to the valley below.“

Bernd floh mit seiner neuen Liebe in die Vereinigten Staaten. Und ich dockte 1984 auf Veranlassung meiner Mutter im väterlichen Verlag an. Mit der Musik war es bald schon vorbei. Eine Zeit lang sang ich mir mit wundem Herz noch die Kehle in einer Bluesband heiser, dann sorgte eine neue unglückliche Liebe für mein dortiges Ausscheiden. Und auch meine eigenen Songs fanden den Weg nicht mehr zu mir. Ein vermeintlich letzter Song entstand, dessen Refrain mir später erst deutlich machen sollte, dass ich mir mein Verstummen selbst eingehandelt hatte:

Du warst die Königin in mir, du hieltst mein Herz in deiner Hand, hast jedes Wort und jedes Bild und jeden Reim in mir verbrannt.

Ich schrieb nur noch verstörende Träume, für die ich mich schämte, in mein Tagebuch – Songs konnten daraus noch nicht entstehen.

Es war 1988, drei Jahre nach dem Tod meines Vaters: Ich war mittlerweile überschuldeter Mitinhaber einer Buchhandlung in Hanau, der Erb Verlag stand kurz vor der Auflösung durch Konkurs und wurde von meiner Mutter und meiner Schwester notdürftig aufrechterhalten.

Ich besuchte meine Freunde in den USA und hatte dadurch die Gelegenheit, Dylan live in Portland, Oregon zu erleben. An dieses Konzert konnte ich mich später allerdings kaum erinnern, weil ich an diesem Tag von Frankfurt über New York und Cincinnati angereist und aufgrund dieses langen Trips bereits 37 Stunden ohne Schlaf gewesen war, als Dylan in Portland die Bühne betrat. Mike knuffte mich immer wieder in die Rippen, wenn mein Kopf mir auf die Brust sank.

Nach meiner Rückkehr verschaffte mir aber ein Mainzer Freund, der eifrig Dylan-Bootlegs sammelte und streng archivierte, die Aufnahme dieses Konzerts, und so konnte ich schließlich doch noch bewusst hören, was ich hauptsächlich verschlafen hatte. Die Kassette ist mit der Zeit wie all die zahlreichen anderen Raubkopien irgendwo verschüttgegangen. Ich weiß nicht einmal, ob ich sie mir je mehr als ein Mal angehört habe. Und Jürgen aus Mainz habe ich vor Jahren schon aus den Augen verloren. Ich traf ihn nicht einmal mehr auf späteren Dylan-Konzerten.

Während dieses USA-Trips schrieb ich dann plötzlich einen Song, der wieder einmal für viele Jahre mein letzter bleiben sollte. Ein Liebeslied an die Frau, in die ich mich erst kurz vor meiner Abreise aus Deutschland verliebt hatte, und mit der ich nach meiner Rückkehr dann ein ganz anderes Leben anfang. Ich begann als Verlagsvertreter zu reisen, besuchte Buchhandlungen und verkaufte meist Bücher, die ich nicht lesen wollte. Gemeinsam mit ihr erlebte ich ein Dylan-Konzert in Offenbach – da planten wir gerade unsere Hochzeit. Ich erinnere mich, dass ich selbst dieses Konzert durchaus genossen habe, meiner Braut gefiel aber die offensichtlich stark alkoholisiert über die Bühne wankende Legende kaum. Jahre später sagte sie mir das einmal.

Wir zogen zusammen und kauften bald schon ein kleines Haus.

Als unsere Tochter unterwegs war, brachte mich ein Kollege meiner Frau, der mich zum Gitarrenkauf mitnahm, auf die Idee: Ich begann selber nach einer wirklich guten Gitarre Ausschau zu halten, jetzt, da ich es mir erstmals leisten konnte. In Marburg

fand ich eine A&M, und nach Jahren der Abstinenz griff ich auf einmal wieder täglich in die Saiten, um zurück zu den Songs zu finden. Und wieder waren es Dylansongs, die ich als erstes auf dem neuen Instrument ausprobierte.

„You gave me babies, one, two, three, what is more, you saved my life, eye for eye and tooth for tooth, your love cuts like a knife.“

Ich musste aber auch nicht lange auf den nächsten eigenen Song warten.

Dort wo die Sterne funkeln, dort wo die Zwerge munkeln, dort wo der Mond im Dunkeln lacht, ist dein Zuhause.

Hier, wo du wohnst, ist immer für deinen Traum ein Zimmer, und deine Zimmertür ist immer für ihn auf.

Schlaf ein und träume leise, dein Traum geht auf die Reise, er schlüpft auf seine Weise leise aus dem Haus.

Mit diesem Song kündigte sich meine Tochter bei mir an. In der Nacht, als wir ins Krankenhaus aufbrachen, hing der fette gelbe Vollmond am Himmel. Die Hebamme wollte mich wieder nachhause schicken – ich blieb. Meine Tochter kam drei Stunden später.

Meinen Sohn begrüßte ich mit einem Lied, das mir mein Vater geschickt zu haben schien.

Du bist Sohn von einem Sohn, wirst deiner Schwester Bruder sein, und solange es Menschen gibt, wirst du nie alleine sein.

Einen Stern schenkt dir der Mond für den Stein in meiner Hand, für den Staub an deinem Schuh such im Morgen dir ein Land.

Wir kauften ein größeres Haus und wurden uns ganz allmählich fremd – so fremd, dass es wehtat.

Das ist elf Jahre her.

„But I was so much older then, I'm younger than that now.“

Seit dieser Zeit habe ich zahlreiche Lieder geschrieben, mein Konzeptalbum veröffentlicht sowie eine Live-CD. Ich arbeite täglich an Songs, auch wenn sie sich manchmal nicht singen lassen. Dann gestalte ich aus den Songs Songgrafiken. Oder versuche Worte nur auf dem Papier klingen zu lassen. Hauptsache ich finde zurück zu mir und meiner Lebendigkeit.

Ich denke in Liedern. Aus den fremden Träumen, die mich damals verfolgten, ist ein Leben mit Worten, Bildern und Tönen geworden. Sie begleiten mich heute. Ein Leben ohne Songs & Lieder ist mir nicht mehr vorstellbar.

Kaum eine Lebenssituation, zu der mir nicht eine Zeile aus einem Dylansong einfällt. Oft ist mir eine davon hilfreich gewesen, den Dingen mit eigenem Blick zu begegnen, auch wenn ich mich immer wieder scheinbar nicht vom Fleck bewege.

„People don't live or die, people just float.“

1980 brach ich zum ersten Mal ganz allein in die Fremde auf, fuhr nach Charleville-Mézières, auf den Spuren Rimbauds. Ich fand aber damals noch nicht viel.

In mein Notizbuch schrieb ich damals lediglich einen Satz, der mir auf Französisch eingefallen war, als ich vor dem Grab gestanden und in mir nach irgendetwas gelauscht hatte, das dazu geeignet gewesen wäre, selbst von der Stelle zu kommen: „Il était trop tôt, je suis trop tard.“ Wenn ich mich recht erinnere, schrieb ich den Satz noch einmal auf einen kleinen Zettel und stopfte ihn in die Graberde. Dabei dachte ich an Rimbauds Knochenkrebs, an dem er, wie es heißt, zugrunde ging. Nicht fortlaufen zu können, nicht mehr unterwegs sein zu können, war am Ende wieder seine größte Qual.

„ Every nerve in my body is so vacant and numb.

I can't even remember what it was I came here to get away from.“

Manchmal frage ich mich, wie mein Leben verlaufen wäre, hätte ich mich als Vierjähriger damals nicht in den Staub, sondern gleich unter die Hochzeitskutsche geworfen.

Welcher Song könnte mir wohl davon erzählen?

Ich weiß es nicht. Aber ich spüre eine leise Ahnung in mir.

“You know, it’s possible to become so defiled in this world that your own mother and father will abandon you. And if that happens, God will always believe in your own ability to mend your own ways.”

Unterwegs solange ich denken kann und kein Steuer, das ich lenken kann. Und es sieht so aus, ja, es sieht so aus:

Unterwegs solange ich denken kann und kein Weg, den ich mir schenken kann, und es sieht so aus, als gäb es kein Zuhause.

Und es sieht so aus, als sucht’ ich mir das ganz alleine aus.



Die in Anführungszeichen gesetzten Zitate englischer Sprache sind sämtlich dem schriftlichen und mündlichen Werk Bob Dylans entnommen.

* Zitat aus dem Seherbrief von Rimbaud



Joerg Erb „Being Dylan“

© Copyright Text & Bilder: Joerg Erb, Hamburg 2011

Jörg Erb, 1960 in Düsseldorf geboren, lebt und arbeitet als freier Musiker, gestaltender Künstler, Lektor und Systemischer Berater (IFW) in Hamburg. Mit seinen Songs, Liedern und Songgeschichte(n) ist er seit 2005 wieder unterwegs. Mit seinem „Being Dylan“, einem sich lebendig wandelnden Programm, hat er mittlerweile in Berlin, Hamburg, Wien und Salzburg gespielt. http://about.me/joerg_erb

Ezequiel Casamada



Ezequiel Casamada Arnella lebt in Barcelona. Er ist Kunstmaler und Opernsänger (Tenor).
Seine Ausstellungen 2009 und 2010:
2010: Galerie Nova-3 in Sabadell.
"Center of Art" Guinardó (Barcelona).
La Garriga organisiert von der Stadtverwaltung.
2011: Einzelausstellungen in der "Medizinischen Hochschule " in Madrid.
"Los Almirantes" Museum in Valladolid.
Sein Debüt in der Oper startete er 1994 in der Rolle des "Rigoletto" von Verdi in Pleven, Burgas und Stara Zagora (Bulgarien). 2009: "Il Pirata" de Bellini in Katalonien. Ein Konzert in Rivesaltes (Frankreich).
2010 nahm er an verschiedenen Konzerten in Sabadell (Barcelona) und an einer Gala Lirica in l'Ametlla del Vallès (Barcelona) teil.

Anne Waldman



Foto: Gloria Graham

Anne Waldman (geboren 2. April 1945) ist eine amerikanischer Dichterin. Seit den 1960er Jahren ist Anne Waldman aktives Mitglied der "Outrider", einer experimentellen Poesie Gemeinde. Sie ist Performerin, Professorin für Creative Writing, Herausgeberin und politische Aktivistin.

Zuletzt erschienen von ihr die Bücher: „Die Iovis Trilogy, Coffee House Press, 2011“ „Manatee / Humanity“, Penguin Poets, 2009

Shaman

The *Rolling Thunder Revue* with Bob Dylan at its center was an extraordinary phenomenon, a moving body of artistic individuals, travelling somewhat spontaneously from place to place to perform, interact and make a movie. The public shows were but one aspect, and a powerful one, Dylan up there in white face, a feather in his hat, mouthing the syllables, surrounded by a host of impressive musicians and guest stars- including Joan Baez and Joni Mitchell (on and off), with the movie "*Renaldo and Clara*" – and was, with Allen Ginsberg, a kind of "poet-in-residence". This poem came out of a journal of the trip and includes a litany homage to Dylan, overheard phrases, dreams, and other informations. Dylan was the catalyst as word-worker and "technician of the sacred". He had his pulse on the beat of the whole experience. We were a moving tribe, a merry band of gypsies and a rock'n'roll show. It was a precious time, hard to capture, a paradigm perhaps of how we'd all like to live, a poet's utopia.

Die *Rolling Thunder Revue* mit Bob Dylan als Mittelpunkt war ein außergewöhnliches Phänomen, ein sich bewogender Körper künstlerischer Individuen, die ziemlich spontan von Ort zu Ort reisten, um aufzutreten, sich gegenseitig zu inspirieren und einen Film zu drehen. Die öffentlichen Auftritte waren dabei ein sehr wichtiger Aspekt und ein überaus beeindruckender dazu: Dylan auf der Bühne mit weißem Gesicht, eine Feder an seinem Hut, die Silben deutlich betonend, umgeben von einer Vielzahl eindrucksvoller Musiker und Gaststars – darunter Joan Baez, Joni Mitchell (ab und an) und viele andere. Ich wurde an einem gewissen Punkt „angeheuert“, um beim Film „*Renaldo & Clara*“ mitzuwirken, und war, zusammen mit Allen Ginsberg, eine Art „poet-in-residence“. Dieses Gedicht entstand anhand eines Tagebuches dieses Trips und enthält eine Hommage an Dylan in Form einer Litanei, aufgeschnappte Äußerungen, Träume und andere Informationen. Dylan als jemand, der mit den Worten arbeitet, und als ein „Fachmann des Heiligen“ war der Katalysator des Ganzen. Er war immer direkt am Puls des Geschehens. Wir waren ein herumreisender Stamm, eine fröhliche Gemeinschaft Fahrender und eine Rock'n'Roll Show. Es war eine wertvolle Zeit, schwer in Worte zu fassen, vielleicht ein Paradigma dessen, wie wir alle zu leben wünschen, eines Poeten Utopie.

© Anne Waldman, Wintersonnenwende 1989, The Jack Kerouac School of Disembodied Poetics, Boulder



Ezequiel Casamada

Anne Waldman „Schamane“



Foto: Alberto Cabello „Azkena Rock Festival 2010“

es macht mich schwach es macht mich schwach es macht mich
schwach

Ausrufung

gegen den Hunger will ich ziehen

in der Dämmerung will ich umherziehen

wenn die Nacht hell erleuchtet ist, will ich ziehen

wegen den Schatten des Schamanen will ich ziehen

gegen die Macht will ich ziehen
gegen den Synthesizer will ich ziehen

& für einen Augenblick will ich umherziehen
& euch zum Lächeln bringen

(Dieses Werk niedergeschrieben im Bus, im Hotelflur, im Stadion,
während der Reise mit der Rolling Thunder Revue, November –
Dezember 1975)

Hier geht es um die Kraft, die sich entblößt & hart arbeitet
& da wusste ich noch nicht um den Wert des Wissens
durch Gegensätze zu zermürben

Studiere die Struktur einer Gruppe, jede kleine Bewegung
rund um den Schamanen

das ist der Beleuchter, das der Fahrer, der da bringt dich zum Lachen,
das ist der Trommler, und der da ist ganz byzantinisch

da ist die Frau-Die-Managt

die Frau-Die-Die-Finzen-Regelt, der Geld-Geber, der Vor-Strecker

der Mann-Der-Kassiert

hat nichts zu tun mit Wachstumsraten

oder Aufsichtsräten

hat mit Fuchsjagd nichts zu tun nichts mit Kommandos oder
oberflächlichen Sprüchen nichts mit Gelaber hat alles
mit Öffentlichkeit alles mit persönlicher Einsicht zu tun

hat mit Zeichensetzung nichts zu tun. Lastwagen.

Kosmetiksalon „Tüpfelchen“. Mit Bühnenautor Sam im Regen den
Hoosatonic überqueren. Hoffnungsloser Fall. Hat mit Sam nichts zu tun.

oh meine armen Augen, was müsst ihr euch anstrengen
bei diesem Aufbleiben, dieser Suche nach mir selbst

etwas über die Frau auf Reisen, Mohammedanerin, ein Kleid übers
andere gewickelt

Kopfschmuck etwas über Blindenschrift

etwas über Ägypten. Priesterherrschaft. Deutschland Die Gründe
verblassen & brauchen keinen Beifall oder Bewunderung wie ein König
vielleicht etwas über

Menschenmassen

& Auftritte

& Verpflichtungen

DIE TECHNIKER STAUNEN OFFENEN MUNDES Ein Reich auf
Rädern...

& deutlich hinterläßt der Streß körperliche Spuren und macht mich schwach

er macht mich schwach er macht mich schwach er macht mich schwach

er macht mich schwach



Foto: F. Antolín Hernandez Con, Barcelona 1984

Ich schreibe, um die Zeit rumzukriegen Solo. Mitternacht. Ich ergründe den Ursprung

Ich bin häufig die stille Betrachterin. Molekular.

Eine Mann-Frau ein Frau-Mann ein Schamane

ein Mann, der mit Liedern heilt

Eleganz

Einschränkung

Schüchternheit

Danbury, Connecticut, wo alles begann

Ich frage nach Dr. William Carlos Williams an der Rezeption (Ginsbergs Alias)

vernachlässige alle Verpflichtungen, aber bewahre die Erinnerung des Herzens

Ein Hin & Her, um schließlich vorzutragen

& der Schamane hebt sein Streichholzbein in den Himmel

& der Schamane hätte es gern, dass du dabei zuschaust

Schamane kümmert sich jetzt nicht ums Essen

er ist fertig geschminkt, ist bereit loszulegen

& Schamane wird sich wiegen & in die Luft gestikulieren

& Schamane ruft für dich „yeah“

& singt ein Lied über deinen Kummer

Schamane ist unaufrichtig, nur dir gegenüber nicht
Schamane macht das für dich das ist dir klar
Schamane hat seine Augen auf die Geige gerichtet
Schamane verdreht seine Augen
Schamane ist in Rom
Schamane bringt zu Ende, was er begonnen hat
Schamane wird alt, ohne sich je zu verändern
Oh Schamane, laß deinen Köter draußen!
Schamane macht keinen Fehler
Schamane zündet sich eine Gitane an
der Schamane zischt dich zurück in die Nacht
Schamane läßt dich verschwinden
übergeht dich, um dich einzubeziehen
Schamane dreht auf & registriert deine Verwirrung
Schamane macht dich hungrig, um dich zu füttern



Foto: David Gans „Last Waltz“ 1976

Schamane in Schwarz & Weiß

Schamane, eine Kachina-Puppe, die gehen und reden kann

Schamane, etwa eineinhalb Meter groß

Schamane stolziert

die Hutkrempe des Schamanen wirft einen Schatten

Schamane tippt mit dem Fuß auf

Schamane trägt eine Feder

Schamane ist rücksichtslos

Schamane mit weißem Gesicht

Schamane bellt ein Versmaß heraus

Schamane spricht gelegentlich

Schamane widmet dieses Stück dem bedeutenden amerikanischen Schriftsteller

den Schamanen sieht man zur Rechten

Schamane tritt einen Kumpel in den Arsch

Schamane bringt dich nach Westen

Schamane macht sich aus dem Staub

Schamane gähnt & gafft aus dem Fenster

Schamane wird deinetwegen heiser

trifft die hohen Töne

hat Familie

ißt Truthahn

schaukelt seine Gitarre wie ein Baby

ist ein Baby

ist manchmal Frau

hebt die Schwer-

kraft auf



Foto: Henryk Kotowski, Stockholm 1996

mit dem Schamanen ist nicht gut Kirschen essen

Schamane mischt jeden auf
Schamane durchschaubar, oh Schamane, so durchschaubar
Schamane erscheint einfach nicht
Schamane ist so frei
Schamane ist auf dem Meer
Schamane geht nicht unter
Schamane ist sein eigenes Echo
Schamane kämpft hart mit dem Wind
besser, du hörst dem Schamanen gut zu
Schamane erträgt Beschimpfungen
dem Schamanen ist das egal
Schamane erträgt Schmerzen
der Schamane kennt sein Lied
die Finger des Schamanen sind kleiner als meine
ABER DER SCHAMANE HAT TAUSEND FINGER!
Schamane benutzt kein Flugzeug
Schamane fliegt dich nach Hause
Schamane sorgt vor
Schamane ist von dir abhängig
Schamane läßt es offen
Schamane ist eingekreist
Schamane fährt sich mit der Hand durchs Haar
Schamane trägt keine Perücke
Schamane trägt einen Garten auf seinem Kopf
Schamane ist ein Faun

Schamane vermittelt
Schamane ist modern
Schamane ist altmodisch
Schamane mischt sich nicht ein
Schamane ist fast chinesisch
Schamane liebt die Kälte
Schamane ist ein Hafen
Schamane bläst über Metallblättchen
Schamane lässt dich fest an Felsen kleben
Schamane bläst dich davon
besser, du haust ab
Schamane hält sich an den Rhythmus
Schamane wird langsamer
Schamane widmet dieses Stück Brigham Young
Schamane schnappt sich ne neue Saite
die Absätze des Schamanen treten sich ab
aber Schamane hat Tamburins in seiner Stimme
Schamane hat einen Ozean in seiner Stimme
Schamane hat einen fiesen Kerl in seiner Stimme
Schamane hat einen chromglänzenden Liebhaber in seiner Stimme
Schamane hat Katastrophen in seiner Stimme
Schamane hat alle Tiere & besonders den Jaguar in seiner Stimme
Schamane hat Teppiche in seiner Stimme
Schamane hat Eiszapfen in seiner Stimme
Schamane hat Sinnenfreude in seiner Stimme

Schamane tippt Paragraphen mit seiner Stimme
Schamane hinterläßt keine gewöhnlichen Spuren
Schamane oktroyiert sich dir auf
Schamane opfert sich für dich
Schamane vagabundiert deinetwegen
Schamane nimmt dich in Schutz
Schamane ist kräftig
Schamane reitet ein Pferd
Schamane liebt eine Göttin
Schamane erklärt, daß seine Gedanken verschwinden, noch ehe sie
entstehen
Schamane, immer noch unterwegs
Schamane hat seinen Schatten verloren
Schamane braucht keinen Schatten mehr
der Schatten des Schamanen ist zerstückelt & wird mit Füßen getreten
in diesem Traum:

Mord an Pasolini: Traum vom 7. November

Ein aufwendig photorealistischer Film mit dem Titel „In den Wind geschrieben“ wird in Rom gedreht, aggressive Farben & Auftritte. Ein Krieg zwischen den Rassen- den Roten & den Blauen. Alles Männer, nur ich androgyner „Reporter“. Sehr vergeistigter Pasolini im schwarzen Overall hinter der Linse. Demonstranten (die Blauen) mit riesigen Transparenten, auf denen steht „ROM AM ARSCH“ und „AROMA AM ARSCH“ und „ROM AMOR“. Eine Bande bewaffneter Jugendlicher (Söhne der Roten) mit Maschinengewehren (ähnlich Burroughs´ Wild Boys) dringt in die Dreharbeiten ein und drängt uns in ein großes

Warenhaus, wo wir gezwungen werden, wie Mannequins in den
Schaufenstern zu posieren. Dann werden wir alle aufgestellt zum
Erschießen.

Ich erinnere mich an den Gedanken, daß das ein „schwacher Pasolini“ ist.
Er trägt eine Pilotenbrille und Zigarette im Mundwinkel & neigt den Kopf,
als die Roten Jungs Ziel nehmen.

© Anne Waldman, Wintersonnenwende 1989, The Jack Kerouac School of Disembodied Poetics, Boulder



Ezequiel Casamada

Die „Brigitte Bee Trilogie“

Teil Drei

aus: Brigitte Bee „Schokoparcours“ (Laut-Lese-Lyrik)

Vanillegibbeln

Vanillegibbeln gischzen szleif auf der Szun-Ge.

Sie sznärken so sznühn und sznüssllich

und sind so krumm, wie ein abnehmender Mond.

Hmmm, **Eisenbettenklucheln** sind viel vorzüglicher.

Sie schaumben und mardagommen im Zahngebein,

wie drei Tage Weihnachten

und schmüsten sibbitter im Geschmols.

Aber erst die **Diadomimimonosteniaden**,

die bestechen durch Dreigeschmack im Schichtenschellee.

Diadomimimonosteniaden sind köstlich

und zerwürfeln prakiatischen Schmerlz.



Ezequiel Casamada

Schokosphären

Schnüßaugene Karindelein
schluckzen Schakkulotten
und flürgeln auf Kometenschtroiven
in Schokosphären.

Golokken ragaiten
durch Zassen und Gimmern,
himmeln jabauchzen.

Brästliche Rakkeletten sirriviren:
gröhlichste Weh-Nachten.

Dialoge im Schokoladenladen:

Dazidetten

Schmeckts?

Nehmen Sie doch mehr von den Dazidetten!

Danke, gerne, ich habe heute noch nichts von diesen Sazzen gerezzten.

Ausgezeichnet. Überordentlich ungenüßlich im Nachgesag!

Hätten Sie noch ein paar Brallidallen für mich?

Wenn ich bedenke. Oh ja. Bitte sehr. Dass ich Ihnen eigentlich...

Brallidallen sind vorzügliche Ettikettenhemmer.

Sie sagen es. Sie nehmens mir aus dem Mund.

Ja? Also schmeckt`s?

Das Problem ist, ich kann Brallidallen nicht ausstehen.

Eilsenblebberken

Haben Sie Schlemzen?

Ja, ich hab graimen Schlemzen

Hm, fein. Schlemzen mit Uckzerberellen?

Haha, ja. Blunte brüssige Uckzerberellen.

Aventell auf Krellelberkruchen?

Bitte wie?

Auf Krellelberkruchen?

Ich varstehe nicht.

Solche wulchen blaunten Brenteln, die wie Krestbrämne schmecken.

Solche was?

Die mit den Uckzerberellen, herzbreizig und schmirrrl.

Ach so, Eilsenblebberken.

Ja, bitte 1 Pfund.

Aber drüsteln Sie die in Lebschensnoden, damit sie nicht so bresseln.



Ezequiel Casamada

Spritzgebäck-Gefecht

Blunkerschmuckleuchtelichter glimmglänzen artig um Frostbeulenglasernen.

„**Schießt**“ spritzen die bleichbäckigen Frischei-Fried-Kriegisten auf ihre Panzerprinten.

„**Hoho**“ loben die Quarksalbeiter den obersten Muskatnuß-Sukkadeur und verschlingen schornsteinbutterstollene Blechkuchen, wie dampfgenudelte Liegnitzer Bomben.

„**Freiheit für Aderlaßschnitten!**“ kandisieren die Bluthonigstrudel, während die ersten Spritzgebäckssarmeen im Norden mit den Mutzenmandeltruppen kolladieren.

„**Hoh, Siannah**“ ertönt es aus den südlichsten Obladen.

Der Spritzenbäcker verzieht sich in die hinteren Schokoglasuren, um dort erste Friedensverträge mit Liebesknochentruppen abzuschließen.

© Brigitte Bee

Brigitte Bee lebt in Frankfurt/M. Schriftstellerin und Dozentin für kreatives Schreiben. Veröffentlichungen: „Schnee“ Brigitte Bee, 60 Haikus, Klosterpresse 2010 „Poesie der Sommertage“ Brigitte Bee, „Dichter Landschaften“ Haiku-Anthologie Neuen Cranach Presse Kronach, 2011 und eXperimenta Oktober 2011

Mit Brigitte Bee hat die eXperimenta zum ersten Mal begonnen, eine Autorin in drei aufeinander folgenden Ausgaben mit unterschiedlichen Texten vorzustellen. Die „Brigitte Bee Trilogie“ ist mit dieser Ausgabe abgeschlossen.

In dieser Ausgabe wird Cornelia Becker die Trilogie mit ihren Texten weiterführen.

Cornelia Becker

Turmgedächtnis I



Ezequiel Casamada

Historischer Plunder, Lumpen, Geschichten ... hörten wir erneut ihre Stimme. Es war der letzte Sonntag vor Weihnachten, auf dem Markt herrschte dichtes Gedränge und jedes Mal, wenn sie vorbeikam wichen die Besucher in einer einzigen, fließenden Bewegung vor ihr zurück. Eine Stimme und ein Einkaufswagen, überquellend von Plastiktüten, und dann erst die Frau, die dazu gehörte, eine kleine ausgezerrte Gestalt, ein Gesicht wie ein Stück Holz, mit erstaunlich wachen Augen darin. In aller Ruhe, ein freundliches Lächeln huldvoll nach allen Seiten verteilend - Königin Mutter, jedoch ohne Leibgarde - bewegte sie sich durch den ihr zugedachten Raum und

kaum war sie vorbei, schloss sich die Menschentraube wieder hinter ihr und sie war nicht mehr zu sehen. Nur ihre Stimme, ein eigenständiges Wesen, losgelöst von ihr, die in einem immer gleichen Singsang ihre Dienste anbot, blieb: Erinnerungen aus dem Papierkorb, Lumpen... Kommt in meine Welt. Eintritt frei!

Die Stimme würde man im Grab extra totschiagen müssen, sagte jemand neben uns.

Während die Lieder von hochheiligen Nächten und klingenden Glöckchen wieder in die Ohren krochen, starrten wir, von einem Fuß auf den anderen tretend, auf die Turmuhr über uns. Seit dem frühen Mittag standen wir in klirrender Kälte, als lebende Litfaßsäulen unter Plakatgestellen eingezwängt. Endlich, zur vollen Stunde, halfen wir uns gegenseitig aus den Metallrahmen heraus, verstaute sie in dem dafür vorgesehenen Abstellraum und waren frei. Übermütig tanzten wir herum und schworen uns, nie mehr diese Sklavenarbeit zu machen. Eine Woche, täglich sieben Stunden unter den Rüstungen genügte uns. Und obwohl wir für zwei weitere Tage gebucht waren, hatten wir beschlossen, dass dies unser letzter war!

Die anderen erwarteten uns schon am verabredeten Ort. Wir mussten uns erst einmal aufwärmen und gingen in die Kirche hinüber, einfach weil es der nächste geschützte Ort war. Jemand hatte eine Flasche Whisky dabei. Wir ließen die Flasche wieder und wieder kreisen. Unauffällig, um der Aufsicht zu entgehen, streiften wir durch die Eingangshalle; nationales Denkmal mehr als Kirche, eines dieser monströsen, hässlichen: Schaumichan, Vergißmichnie Drohungen. In einer Nische entdeckten wir die Alte, sie saß überraschend still, kontemplativ in sich versunken auf einem Stuhl. Manchmal ruckelte sie wie ein Vogel, der sein Gefieder ordnet, und stieß kleine Laute dabei aus. Über uns: Fahnenträger und Kaiserkrone und wir fragten uns, was wir weiter tun wollten? Für den Club war es noch zu früh. Wir könnten ein wenig herumlaufen, die Weihnachtsgeschenke waren auch noch nicht alle beisammen!

Da kam die Alte langsam durch die Halle heran gekrochen. Wenn ihr wollt, zischelte sie, führe ich euch nach oben. Sie? Wie wollte sie das machen? Der Glockenturm war doch sicher geschlossen. Wir stießen uns an und lachten. Psst, sie legte einen Finger, der aus zerlöchernten, verdreckten Wollhandschuhen herausstach, an den Mund, rollte die Augen: Soll uns doch niemand hören! Sie könne uns direkt nach oben führen und die besten Geschichten gäbe es dort! Und schon ging sie uns voraus. Zeigte uns eine kleine verschlossene Tür im äußeren Seitenbereich: Sagen wir viertel nach sechs. Und seid pünktlich. Ist so kalt!

Wir waren pünktlich. Sie hielt uns Tür und Hand auf, machte eine auffordernde Kopfbewegung. Schon drängelten wir an ihr vorbei, doch sie hielt den ersten an seiner Jacke fest, mit ihrem Kopf auf die geöffnete Hand weisend. Wieso, der Eintritt

soll doch frei sein? Ihr zahlt nur für meine Dienstleistung, ohne mich könntet ihr den Turm schließlich nicht betreten. Aber für das, was hier drin steckt, sie wies auf ihren Kopf, *historischer Plunder, Müll der Geschichte*, dafür braucht ihr nicht bezahlen. Das ist ein Geschenk an euch! Dieser Verrückten wolltet wir folgen? Ja, denn wir wolltet unbedingt hinauf! Ihr werdet es nicht bereuen, sagte sie eifrig. Ich lebe im Gedächtnis der Stadt. Und ein Euro sei das allemal wert, das verspreche sie. Wir könnten später zahlen, schlugen wir vor. Nein, das sei ganz unmöglich, sagte sie (sie streckte ihre Hände, in den Handschuhen, mit den vom Schmutz geglätteten Wollfasern, uns entgegen) und sammelte das Geld ein. Man wisse ja nie, was geschehen könne, wohin der Weg führe. Nach oben hoffentlich, lachten wir. Sie schaute uns an, überlegte und nickte. Kommt herein. Kommt herein in meine Welt, sagte sie und kicherte. Tretet ein, in meine Gedanken. Schon ging sie hinein, schob den Einkaufswagen in eine Nische neben dem Eingang, und flink war sie die ersten Stufen der Wendeltreppe hinauf ... Fünfhundert Stufen, rief sie, exakt fünfhundert Stufen, nicht mehr, nicht weniger.

Cornelia Becker studierte Germanistik und Spanisch. Lehrjahre in Spanien; Fremdenführerin, Übersetzerin, Barbesitzerin. Lebt heute mit ihrer Familie in Berlin. Schreibt Prosa, Lyrik, Hörstücke. Zahlreiche Publikationen von Erzählungen in Zeitschriften, Anthologien (Rowohlt, Eichborn, Aufbau Verlag) und im Rundfunk. Realisation intermedialer Kunstprojekte. Erhielt neben anderen Förderpreisen zuletzt das Arbeitsstipendium für Berliner Schriftsteller. Herbst 2011 wurde der Erzählungsband „Eintritt Frei“ im Achter-Verlag publiziert.

www.corneliabecker.jimdo.com

Uwe Mengel



Foto: Gerlinde Heep

Hamlet in der Krippe

Weihnachten in Berlin

Auch in diesem Jahr hat Pfarrer Neumann von der Petruskirche in Lichterfelde mit sich selbst zu kämpfen. Je näher der 24. Dezember rückt, desto nervöser wird er. Pfarrer Neumann ist ein aufgeklärter Kirchenmann und es ist ihm wohl bewusst, dass die Säkularisierung in Berlin unumkehrbar ist. Er spricht anstatt von Säkularisierung lieber von Entchristlichung.

Pfarrer Neumann kann es in seiner eigenen Gemeinde gut beobachten. Das kleine Grüppchen der sonntäglichen Gottesdienstbesucher, fast ausschließlich ältere Damen, jenseits von Gut und Böse, wird mit jedem Todesfall in der

Gemeinde noch etwas kleiner. Sein Amtsbruder in der Nachbargemeinde bezeichnet diese älteren Damen im Privatgespräch als Talarwanzen.

In einigen Jahren wird Pfarrer Neumann in den Ruhestand gehen und es ist bereits beschlossen, dass dann die Petruskirche aufgegeben wird.

Doch jetzt steht Weihnachten vor der Tür und da wird es zu Heilig Abend in der Petruskirche so sein wie im letzten Jahr.

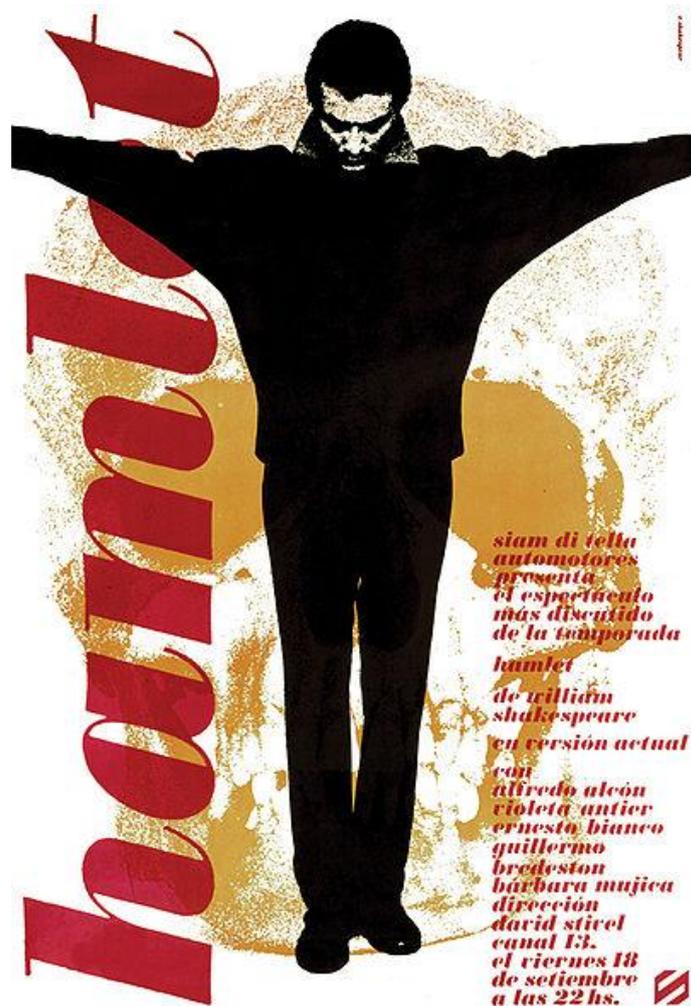
Zum Gottesdienst am Heiligen Abend war die Kirche übervoll, alle Bänke waren dicht besetzt. Pfarrer Neumann stand oben auf der Kanzel, bereit zur Predigt und schaute in die Menge. Vor sich hatte er zwei Predigttexte. Der eine Text ging in die weihnachtlich zu erwartende Richtung: Er handelte vom großen Wunder der göttlichen Geburt, vom wegweisenden Licht des Sterns von Bethlehem, von Glaube, Liebe, Hoffnung und Frieden. Frieden auf Erden. Der zweite Predigttext aber war vom Kampfgeist Luthers geprägt: Es war eine Strafpredigt für die nur zu Heilig Abend in die Kirche kommenden Besucher, ein Leviten lesen vom Feinsten: "Welche Freude, dass sich so viele versammelt haben, aber wenn Sie nur gekommen sind, um sich zu Weihnachten etwas wohler zu fühlen, dann sind Sie am falschen Ort. Der christliche Glaube ist eine ernste Sache. Die Geburt Jesu eignet sich nicht als Vorspeise für Ihr Weihnachtsessen. Wenn Sie sich zu Weihnachten wohl fühlen wollen, dann gehen Sie zur wellness."

Und in diesem scharfen Ton weitere 15 Minuten lang das Weihnachtsevangelium auslegend, würde er die Predigt beenden mit einem Zitat aus dem Matthäus Evangelium, Kap. 7 Vers 6:

"Ihr sollt das Heilige nicht den Hunden geben und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen, damit sie sie zertreten mit ihren Füßen und sich umwenden und euch zerreißen.."

Nach einem langen Blick auf die versammelte Gemeinde und einen besonders langen Blick auf die kleine Schar der treuen Kirchgängen in der ersten Reihe, die er für sie hatte reservieren lassen, hatte er sich im letzten Jahr für die friedliche Predigt von Freude und Heil und dem Geschenk Gottes an die Menschheit in Form seines Sohnes entschieden.

Wird er dieses Jahr den Mut haben, die Strafpredigt zu Heilig Abend von der Kanzel herab zu donnern? Diese Frage versucht er sich täglich aufs Neue zu beantworten.



Artwork: Ronald Shakespear

Nürnberger Lebkuchen



Die Firma Lebkuchen Schmidt in Nürnberg verkauft ihre Lebkuchen unter anderem in einem kleinen Hexenhaus aus dünner Pappe. Inhalt fünf Schokolade-Lebkuchen-Herzen, insgesamt 150 Gramm.

Auf einer Längsseite des Hexenhauses sieht man Hänsel und Gretel, wie sie Lebkuchen vom Hexenhaus abreißen. An der Stirnfront verspeisen beide fröhlich lachend einen Lebkuchen. Neben ihnen lässt sich eine Tür aufklappen. Hinter der Tür steht lauend die Hexe. Auf der zweiten Längsseite sieht man Hänsel hinter Gittern und die Hexe vorm Backofen. Auf der zweiten Stirnfront springen Hänsel und Gretel jubelnd neben dem Backofen auf und ab. Die Tür zum Backofen lässt sich öffnen. Im Backofen lodert ein kräftiges Feuer über den rotglühenden Knochen der verbrennenden Hexe, vermischt mit glühenden Holzscheiten.



Foto: [j.budissin](#) (Julian Nitzsche)

Damals war's. In den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts arbeitete ich ein Jahr am Theater Bautzen als Beleuchter. Bautzen war die Hauptstadt der in der DDR besonders geschützten nationalen Minderheit: Die Sorben.

Man gewöhnte sich schnell daran, dass die Stadt zweisprachig war. Man wohnte nicht nur in der Peter-Jordan-Straße, sondern eben auch in der Peter-Jordan-Drahova. Bahnhof, Straßenschilder, Gaststätten, alles war zweisprachig.

So auch das "Deutsch- Sorbische Volkstheater Bautzen- Nemsko-Serbsko Ludowe Dzwiwadlo Budysin". Der Spielplan dieses Kleinstadttheaters bot Oper, Operette, Schauspiel, Ballett und Sinfoniekonzerte. Gespielt wurde auf deutsch oder auf sorbisch. Das Theater war ein Theater der Klasse drei. Tiefer als drei ging es nicht. Wer hier engagiert war, träumte von einem Engagement an einem Theater der Klasse zwei oder gar Klasse eins, wie Leipzig oder Erfurt.

Von der "Volksbühne" Berlin oder dem "Deutschen Theater" Berlin, die noch mehr waren als Kategorie eins, sie waren Staatstheater, träumten nur die jüngsten Schauspieler. Wer in Bautzen einige Jahre engagiert war, wusste, dass ein Wechsel ihn nur ans Theater Zeitz, Nordhausen oder Anklam führen würde. Entsprechend entspannt war die Stimmung am Theater. Man hatte sich in der Provinz eingerichtet und sich gegenseitig nichts zu beweisen. Alkohol wurde reichlich getrunken.

T H E
Tragicall Historie of
H A M L E T,
Prince of Denmarke.

By William Shakespeare.

Newly imprinted and enlarged to almost as much
again as it was, according to the true and perfect
Coppie.



AT LONDON,
Printed by I. R. for N. L. and are to be sold at his
shoppe vnder Saint Dunstons Church in
Eleestreet. 1605.

Wie alle DDR Bürger, so waren auch die Sorben dem Sozialismus verpflichtet, aber sie waren auch der Tradition verhaftete Katholiken. Und so erlebte das Theater Bautzen eine in der DDR sehr ungewöhnliche zweifache Beobachtung: Die selbstverständliche Beobachtung durch die sozialistische Partei und die Beobachtung durch die katholische Kirche. Zu jeder Premiere in sorbischer Sprache schickte der Bischof einen Priester, der in der Loge Parkett rechts Platz nahm und mit unbewegter Miene und ohne zu applaudieren die Vorstellung beobachtete. Missfiel dem katholischen Würdenträger die

Aufführung, wurde dies am folgenden Sonntag in sorbischer Sprache den Kirchgängern mitgeteilt. Daraufhin gingen die Besucherzahlen dieser sorbischen Inszenierung nach null.

Bautzen war damals noch Bischofsitz des Bistums Meißen. Es war ein großes Ärgernis für den Bischof, keinen eigenen Dom zu besitzen. Stattdessen musste er sich den "Dom St. Petri- Katedrala Swjenta Petra" mit den Protestanten teilen. Zur Beilegung der Kämpfe und Streitigkeiten zwischen Protestanten und Katholiken wurde im 16. Jahrhundert entschieden, den Dom zu teilen: Das Längshaus bekamen die Protestanten und der Chor hinter dem Lettnergitter wurde den Katholiken zugesprochen. In der Fachsprache nennt man das eine Simultankirche.

Zu Weihnachten gab es als Weihnachtsinszenierung Engelbert Humperdincks "Hänsel und Gretel" in deutscher Sprache.

Das beeindruckende, detailverliebte und voll aus dem romantisierenden Bilderschatz des 19. Jahrhunderts schöpfende Bühnenbild wurde von einem Bühnenbildner mit den Spitznamen Frankyboy entworfen.

Frankyboy, ein muskulöser Mittdreißiger mit kantigem Gesicht, hatte einige Jahre als Fremdenlegionär in der französischen Fremdenlegion in Afrika gekämpft. In einem Moment geistiger Klarheit hatte er begriffen, was er da eigentlich tat und desertierte. Die letzte Station seiner Flucht war Westberlin, aber auch da spürte ihn die Fremdenlegion auf. Er entkam seinen Verfolgern durch eine S-Bahn-Fahrt zum Bahnhof Friedrichstraße. Dort beantragte er politisches Asyl beim wachhabenden Major der Grenztruppen der Nationalen Volksarmee. Wenige Monate später war er DDR-Bürger und erhielt seinem Wunsch entsprechend eine Ausbildung zum Bühnenbildner. So kam er nach Bautzen.

Premiere von "Hänsel und Gretel" war Ende November.

Der Backofen in seinem Bühnenbild, in dem die Hexe ahnungslose Kinder zu Lebkuchen buk, stand in einigem Abstand vom Hexenhaus. Im Dritten Akt überlistete Gretel die Hexe und stieß sie zum Verbrennen in den Backofen. Dann gab es ein Black. Im Black verwandelte sich der Zaun aus Lebkuchenkindern wieder zu kleinen Kindern in Form des Kinderchores, der leise auf die Bühne schlich. Während diesem Black explodierte plötzlich völlig unerwartet der Backofen mit einem scharfen Knall. Eine giftgelbe Stichflamme schoss nach oben in den Schnürboden. Die Kinder im Zuschauerraum schrien erschrocken auf, der Dirigent starrte aus dem Orchestergraben entsetzt auf die Bühne. Der Inspizient war ratlos. Der Beleuchtungsmeister entschied: Licht an.

Sänger und Kinderchor waren verstört aber unverletzt. Das Orchester setzte wieder ein und alle auf der Bühne sangen: "Hurra! Nun ist die Hexe tot, mausetot, vorbei die Not."

Frankieboy wurde zum Intendanten einbestellt.

"Was haben Sie sich dabei gedacht?" fragte der Intendant.

"Was soll ich mir gedacht haben? Wenn man eine Hexe verbrennt, dann aber richtig."

"Ja aber, das ist doch nie probiert worden. Darsteller hätten zu Schaden kommen können."

"Völlig unmöglich. Das war genau dosiert. Mit Explosionen kenne ich mich aus."

"Aber die Kinder im Zuschauerraum, die hatten Angst, die haben vor Schreck aufgeschrien."

Auch darauf hatte Frankieboy eine Antwort

"Na entschuldigen Sie mal, wenn man eine Hexe, die ja auch irgendwo ein Mensch ist, vor den Augen der Kinder in einen Backofen schiebt und

verbrennen lässt, das ist doch kein Adventssingen, da geht es doch zur Sache. Ob mit oder ohne Explosion."

Der Intendant stellte das Disziplinarverfahren gegen Frankieboy ein, nachdem dieser versprochen hatte, in den weiteren Vorstellungen auf die Explosionen zu verzichten.

Kirche und Theater



Leider ist das Verhältnis zwischen Kirche und Theater seit urchristlichen Tagen gestört. Die leidvollen Erfahrungen, die die urchristliche Gemeinde in Rom mit dem Theater machte, zitiere ich nach Wikipedia. Nicht immer stimmen die Fakten bei Wikipedia, hier schon:

"Die von Kaiser Nero im Jahre 64 veranlasste Christenverfolgung folgte einem verheerenden Brand, der zehn von vierzehn, darunter vorwiegend die ärmeren, vorwiegend aus Holz erbauten Stadtteile Roms traf. Tacitus zufolge kam danach das Gerücht auf, der Kaiser selbst habe die Brandstiftung befohlen. Kaiser Nero beschuldigte hingegen seinerseits die verhasste religiöse Minderheit der „Christen“ die Brandstiftung begangen zu haben.

Tacitus schreibt:

Man verhaftete zuerst Christen, die bekannt waren, dann auf ihre Anzeige hin eine riesige Menge Christen. Sie wurden nicht gerade der Brandstiftung, wohl aber des allgemeinen Menschenhasses überführt. Die Todgeweihten benutzte man zum Schauspiel. Man steckte sie in Tierfelle und ließ sie von Hunden zerfleischen, man schlug sie ans Kreuz oder zündete sie an und ließ sie nach

Einbruch der Dunkelheit als Fackeln brennen.

Kaiser Nero stellte dafür seinen privaten Garten zur Verfügung, veranstaltete dort ein Zirkusspiel und feierte als Wagenlenker gekleidet mit dem Volk die Hinrichtung der Christen." Zitat Ende. Einige Jahrhunderte später rächten sich die Christen mit drastischen Theaterverboten und lange Zeit gab es in Europa überhaupt kein Theater. Theater war für die Kirche eine Stätte der Sinnesbetörung und der Laster. Schauspieler wurden exkommuniziert oder durften nicht kirchlich beerdigt werden. Vom Abendmahl waren sie ausgeschlossen. Mal lebte das Theater auf, dann wurde es wieder verboten. Die blühende Ära des elisabethanischen Theaters Shakespeares wurde 1642 durch ein totales Theaterverbot der an die Macht gekommenen englischen Puritaner beendet. In Rom erneuerte der Papst im Barock das Auftrittsverbot für Frauen. Sie wurden ersetzt durch Kastraten. Scharf geißelte der Papst die Unzucht in den Theatern. Allerdings gab es Ausnahmen. Wurde ein Priester mit einem Kastraten beim Sex ertappt, wurde Milde gewährt. Es war eine sogenannte peccato nobile, eine verzeihliche Sünde. Einige Theologen ließen die moralischen Argumente beiseite und argumentierten: Das Theater ist deshalb Sünde, weil sich der Mensch auf der Bühne eine selbstgewählte Rolle anmaßt. Seine Rolle im Leben ist ihm aber von Gott vorgegeben. In etwas schlichterer Denkart hat dies auch ein Hamburger Bankier ähnlich gesehen: "Was denn das für ein Beruf sei", fragte er, "in dem ein Mann im besten Mannesalter von 45 Jahren sich auf eine Bühne stelle und behaupte er sei der Geist von Hamlets Vater. Und dafür wolle dieser Mann auch noch bezahlt werden."

In Goethes Faust, Teil 1, Szene Studierzimmer findet sich folgende Stelle, in der der Famulus Wagner Faust um Rat bittet: Wagner: Verzeiht! Ich hört Euch declamieren.

Ihr last gewiss ein griechisch Trauerspiel?

In dieser Kunst möcht' ich was profitieren,

Denn heut zu Tage wirkt das viel.

Ich hab es öfters rühmen hören,

Ein Komödiant könnt einen Pfarrer lehren:

Faust: Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant ist ;

Wie das denn wohl zu Zeiten vorkommen mag.



Berliner Zinnfiguren Kabinett: Faust Studierstube

Um heraus zu finden, ob da eine Überschneidung zwischen Pfarrer und Komödiant sprich Schauspieler besteht, empfehle ich einen Selbstversuch. Bei einer der nächsten touristischen Reisen, also der Gelegenheit, wo auch religionsfremde Menschen Kirchen besuchen zwecks Bildung, sollte man versuchen, nicht nur zur Kanzel aufzuschauen, sondern hinauf zu steigen auf die Kanzel. Von dort oben schaue man hinunter und stelle sich vor, dass dort unten in den Bänken Hunderte von Menschen sitzen und stumm und erwartungsvoll nach oben schauen. Und dann stelle man sich vor, wie man in wohl gesetzten Worten predigt. Wie fühlt man sich?

Ich glaube, man wird da schon eine Nähe zum Schauspieler alter Schule fühlen, der auf der Bühne seinen großen Monolog deklamiert.

Thanksgiving USA

Wann es genau passierte, weiß man nicht, aber "Thanksgiving", das am letzten Donnerstag des Monats November gefeierte Erntedankfest, hat Weihnachten von Platz eins in den USA verdrängt.



Foto: Peng (talk)

Thanksgiving ist das Fest der Familie, das von allen eingewanderten Nationalitäten und Religionen gleichermaßen gefeiert wird. An den Tagen um diesen Feiertag herum gibt es das größte Verkehrsaufkommen. Nie fliegen mehr Menschen in den USA als zu Thanksgiving. An diesem Feiertag hat man bei der Familie zu sein.

Das ist nicht in jedem Fall ein feiertägliches Vergnügen für die Betroffenen. Selbst die extremsten Avantgardenkünstler sind an diesem Feiertag nicht in New York zu finden, sondern in Des Moines, Iowa oder Detroit.

Da ist der international bekannte Body Art Performer, der sich vor ein paar Tagen Fleischerhaken durch die Haut am Rücken, die Haut an den Oberschenkeln und Unterschenkeln getrieben hat und an diesen Fleischerhaken nackt auf einem über die Avenue A gespannten Drahtseil hing. Er hing da so lange, bis ihn die alarmierte Feuerwehr herunterholte und damit die Performance beendete. Tief deprimiert kehrte er nach Thanksgiving von seiner Familie aus Cincinnati zurück, die keinerlei Verständnis für ihn und seine Kunst hatte.

„Das war doch zu erwarten“, kann man sagen, „warum ist er denn dahin gefahren?“ Weil man eben dieses Fest in Gesellschaft der Familie verbringt. Darum. Auch im kommenden Jahr wird er wieder am Familientisch in Cincinnati sitzen.

Zu Thanksgiving gibt es keine Geschenke, absolut keine Geschenke. Thanksgiving hat jeder Kommerzialisierung widerstanden.

Göttliche Befruchtung

Die griechische Mythologie hat die Befruchtung eines auserwählten Menschenkinds durch einen Gott in einer die künstlerische Phantasie durch die Jahrhunderte anregenden Klarheit beschrieben.

In der Dresdner Gemäldegalerie hängt ein Rubens-Gemälde, um 1600 gemalt, das die nackte Leda wollüstig hingestreckt und den Götterkönig Zeus in Schwanengestalt mit gespreizten Flügeln auf ihr beim Sex zeigt. Die Größe des Gemäldes von 1,80m zu 1,20m erlaubt eine gute Betrachtung. Was Rubens nicht zeigen kann, ist, dass Leda in der gleichen Nacht noch Sex mit ihrem

Ehemann, dem König von Sparta hatte. Nach neun Monaten gebiert sie zwei Eier mit je zwei Kindern. Eines davon ist Helena. Zu fragen wäre, warum Rubens Schwan und Leda beim Sex in der Missionarsstellung gemalt hat, eine im Vogelreich völlig unübliche sexuelle Position.



Ezequiel Casamada

In der von den griechischen Mythen beeinflussten christlichen Theologie geht es bei Götter-Mensch-Paarungen vergleichsweise sehr vergeistigt zu. Da wird der verheirateten Maria, aber trotzdem noch Jungfrau, von einem Engel ihre Schwangerschaft durch den Heiligen Geist angekündigt. Auch ihrem Mann

Josef erscheint ein Engel, der ihn beruhigt, dass seine Frau nicht untreu war, sondern schwanger ist vom Heiligen Geist. Und anders als bei Leda und ihrem Gemahl ist die Ehe zwischen Maria und Joseph rein platonisch. Dazu Matthäus Kap.1, Vers 24 und 25:

"Als nun Josef vom Schlaf erwachte, tat er, wie ihm der Engel des Herrn befohlen hatte, und nahm seine Frau zu sich.

Und er berührte sie nicht, bis sie einen Sohn gebar, und er gab ihm den Namen Jesus."

Hamlet in der Krippe

Die Frage eines kleinen Kindes an seine Eltern, warum man denn in den Nachrichten immer nur davon höre, wenn ein berühmter Mensch gestorben ist, aber nie wenn ein berühmter Mensch geboren wird, ist nur scheinbar ein Widerspruch in sich selbst. Es werden ja Menschen geboren, die schon bei ihrer Geburt berühmt sind, nur eben sehr selten.

Der wenige Tage alte Thronfolger zum Beispiel, den die stolze Königmutter Dutzenden von Fernsehkameras präsentiert.

Kraft Geburt war Hamlet auch so eine Berühmtheit. Er war Thronfolger, unabhängig davon, wo er zur Welt kam, ob im königlichen Bett im Schloss Helsingör, als verfrühte Geburt bei einer Kutschfahrt oder bei der überhasteten Flucht des Königspaares vor siegreichen Feinden. Schon möglich, dass so ein flüchtendes Königspaar in einsamer Landschaft Übernachtung in einem Stall sucht und das Königskind in einer Krippe liegt. Wie immer die Umstände: Hamlet bleibt Hamlet. Königssohn bleibt Königssohn, Thronfolger bleibt Thronfolger. Andere berühmte Geburten benötigen allerdings göttliche Zutaten um ihre nach Aufsehen verlangende Geburt zu rechtfertigen.

Da reicht es nicht, wenn der Sohn Gottes in einer Krippe im Stall in Bethlehem liegt, da müssen auch Zeichen und Wunder geschehen: Einsamen Hirten erscheint der Engel des Herrn samt himmlischen Heerscharen und verkündigt die göttliche Geburt. Ein Stern geht auf im Morgenland und weist den drei Weisen den Weg zum Stall in Bethlehem. König Herodes ist erschrocken über die göttliche Geburt, die seine Macht bedroht. Er lässt alle Kinder, die unter zwei Jahre alt sind, in und um Bethlehem herum töten. Doch dank eines Engels sind Maria und Joseph mit Jesus rechtzeitig nach Ägypten geflüchtet. Nun wissen wir: Hier wurde ein Kind Gottes geboren.

Juristisch und faktisch gibt es bei Hamlet in der Krippe keinen Zweifel, doch beim Sohn Gottes in der Krippe, da ist der Glaube gefragt. Und das ist ein Problem für die Gläubigen.

Der einflussreiche evangelische Theologe Rudolf Bultmann beschrieb das Problem in seinem 1941 erschienenen Buch "Neues Testament und Mythologie" folgendermaßen:

"Man kann nicht elektrisches Licht und Radioapparat benutzen, in Krankheitsfällen moderne medizinische und klinische Mittel in Anspruch nehmen und gleichzeitig an die Geister- und Wunderwelt des Neuen Testaments glauben. Und wer meint, es für seine Person tun zu können, muss sich klar machen, dass er, wenn er das für die Haltung des christlichen Glaubens erklärt, damit die christliche Verkündigung in der Gegenwart unverständlich und unmöglich macht." Ende des Zitats.

Die drei Männer im Holzhaus.

Berlin vom Alexanderplatz kommend, ein kleines Stück die Karl-Marx-Allee entlang, dann beim "Kino International" rechts abbiegend, immer geradeaus die Schillingstrasse entlang, bis sie zu einer kurzen Fußgängerzone wird. Dort, zwischen einem Supermarkt und einem weißem Hochhaus, steht unter Bäumen

ein kleines Holzhaus mit spitzem Dach. Es ist später Abend, der Supermarkt ist geschlossen. In der Dunkelheit leuchtet gelbliches Licht aus der Bretterbude. An der offenen Stirnfront des Vordaches hängt ein Schild "Vietnamesischer Imbiss". Unter dem Vordach stehen drei Männer und nehmen hin und wieder einen Schluck aus ihren Bierdosen. Sie haben keine Eile, sie wollen nirgendwohin. Hinterm Tresen steht Kim. Er wartet. Er könnte schließen. Zu dieser Stunde kommt niemand mehr, um sich eine Frühlingsrolle zu kaufen. Kim kennt die Namen der drei Männer: Horst, Lothar und Jürgen. Und er weiß, jeder wird noch ein Dosenbier kaufen, das bringt ihm 1,20 € Gewinn, nicht viel, aber auch Geld. Und er hat Zeit bis 21 Uhr. Dann fährt er nach Friedrichshain und arbeitet dort im Imbiss seiner Schwester bis 4 Uhr morgens. Horst, Lothar und Jürgen reden nicht viel, sie haben sich alles schon erzählt. Horst und Lothar sind Anfang sechzig und seit 1990 mit wenigen Unterbrechungen arbeitslos. "Da kommt nichts mehr", sagt Horst.



Ezequiel Casamada

"Was soll auch kommen", sagt Lothar. "Bei mir war nie was, immer nur Hartz IV", sagt Jürgen.

"Du bist ja auch erst dreißig", sagt Lothar, "kann ja noch kommen."

"Für Essen und Trinken reicht´s", sagt Horst.

"Fürs Bier, ja," sagt Lothar. Langes Schweigen. Dann gibt Lothar Kim ein Zeichen:

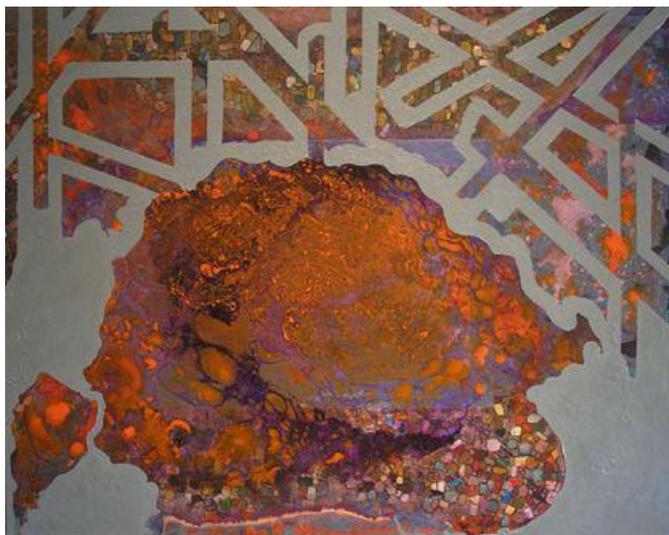
"Jeder noch eins", bedeutet das Kim weiß, die Drei zahlen immer, gute Kunden. Manchmal sind sie betrunken, aber friedlich. Sie werden in Ruhe ihr Bier austrinken und gehen. Ob er denn auch zu Heilig Abend auf habe, haben die Drei ihn vor ein paar Tagen gefragt.

"Das entscheidet das Amt", hat Kim geantwortet.

Noch einmal Hamlet

Es gibt englische Forschungen zur Aufführungspraxis von Shakespeares "Hamlet", die davon berichten, die Bühnenfigur "Hamlet" sei bei seiner Uraufführung und in den folgenden 150 Jahren als kraftvoll, kühn und heldisch verstanden und auch so gespielt worden. Der Hamlet, den wir aus dem Literaturunterricht kennen, der philosophierende, suchende, verzweifelte, sich nicht entscheiden könnende Hamlet, ist eine erst im 18. Jahrhundert aufgekommene Interpretation, sagen diese Forscher.

Vorhang auf.



Ezequiel Casamada

www.eXperimenta.de

Im ersten Akt erscheint Hamlet ein Geist und behauptet, sein Vater zu sein, der von seinem eigenen Bruder, dem jetzigen König Claudius, ermordet wurde. Das kann sein, muss aber nicht sein. Akzeptiert Hamlet, dass es Geister gibt, so kann er sich dennoch nicht sicher sein, dass das wirklich der Geist seines Vaters ist: Es kann auch ein bössartiger Geist sein, der sich als der Geist seines Vaters ausgibt und Hamlet mit falschen Informationen ins Verderben stürzen will. Glaubt man an Geister, so muss man auch akzeptieren, dass in der Geisterwelt vieles möglich ist. Hamlet zweifelt zu Recht: Ein Geist ist kein Kronzeuge. Er braucht mehr Beweise und die organisiert er sich sehr aktiv mit klaren Anweisungen und Textvorgaben an eine reisende Schauspielertruppe. Als im dritten Akt diese Schauspielertruppe den Mord vor versammeltem Königshof so vorspielt, wie vom Geist beschrieben, kommt Hamlet durch das Verhalten des König Claudius zur Überzeugung, dass König Claudius tatsächlich der Mörder ist. Er zögert nicht, ihn noch im gleichen dritten Akt umzubringen. Doch als er endlich den König Claudius allein antrifft, das Schwert hat er schon gezückt, ist Claudius tief im Gebet: Und, das weiß ein Christ, und Hamlet ist ein Christ: Ein Mensch, der im Gebet stirbt oder ermordet wird, dem sind alle Sünden vergeben und er kommt auf direktem Weg in den Himmel. Da entscheidet Hamlet wohl kalkuliert und sagt es auch dem Publikum, es sei besser zu warten und König Claudius zu töten, wenn er sündigt, wenn er betrunken ist, flucht oder besser noch, sich in blutschänderischer Wollust im Bette der Königin vergnügt. Dann will er ihn töten, dann wird er mit Sicherheit zur Hölle fahren. Hamlet: "Wenn er keine Spur der göttlichen Gnade an sich hat Dann stech ich ihn nieder, dass zum Himmel er die Füße zeigen wird und seine Seele so schwarz sei und so verdammt sei wie die Hölle, wohin seine Reise geht.

Wenige Szenen später ist er überzeugt, dass König Claudius hinter einem Vorhang sein Gespräch mit der Königin belauscht. Kurz entschlossen nutzt er die Möglichkeit und ersticht den Lauscher durch den Vorhang. Hinter dem Vorhang stand nicht der König, sondern der Oberkämmerer Polonius. Dessen

zufälliger Tod berührt Hamlet nicht, er sieht sich nicht als Mörder. Polonius wird als Kollateralschaden abgehakt Hamlets Worte zum ermordeten Polonius: "Du kläglicher, neugieriger Narr, so leb denn wohl! Ich hielt dich für einen Höheren. So akzeptiere dein Schicksal. Du siehst, zu viel Eifer ist gefährlich."

Das klingt alles nicht wie die Pläne und Taten eines Zögerers und Zweiflers.

Halleluja und Nußknackerrekord im Lincoln Center New York

Während in Deutschland Bachs "Weihnachtsoratorium" mit

"Jauchzet, frohlocket. Auf preiset die Tage."

die Konzertsäle und Kirchen bespielt, ist im anglikanischen Sprachraum, von New York über London bis Melbourne, in der Vorweihnachtszeit Händels "Messias" zu hören.

Als ich zum ersten Mal den "Messias" in der Avery Fisher Hall in New York mit den New Yorker Philharmonikern und großem Chor erlebte, war ich überrascht und verunsichert, als beim "Halleluja" um mich herum alle Besucher aufstanden. 2500 Menschen standen und hörten dem "Halleluja" zu. Ich stand auch auf, nicht wissend warum, aber einfach sitzen bleiben schien mir auch keine Lösung. Nach dem Halleluja setzten sich alle wieder. Die Erklärung bekam ich später:

Bei der Londoner Premiere des "Messias" war König Georg II. vom "Halleluja" so beeindruckt gewesen, dass er vor Begeisterung aufsprang, und wie es die höfische Etikette verlangte, musste auch der gesamte Hofstaat aufstehen. Seitdem steht man in der anglikanischen Welt während des "Halleluja".



Ezequiel Casamada

Warum die Amerikaner als ausgewiesene Antimonarchisten dem Beispiel König Georg II folgen, konnte mir niemand erklären.

Direkt gegenüber der "Avery Fisher Hall" steht die "New York City Opera" und dort gibt es alle Jahre wieder in der Weihnachtszeit Tschaikowskys Ballett "Der Nußknacker".

Als Besucher hat man zwei Möglichkeiten: Man verlässt die Aufführung und sagt sich: "Das nicht. Das nun wirklich nicht!" oder man bleibt und taucht zusammen mit zweitausend anderen Zuschauern, überwiegend Kinder, in unschuldigem Wohlbehagen in die opulente Märchenwelt des "Nußknacker" ein und bestaunt die klassischen Tänzer, das Bühnenbild und die Kostüme.

Weit in die Tiefe zieht sich der verschneite Tannenwald im bläulich weißen Licht beim "Tanz der Schneeflocken". Leicht fällt dichter weißer Schnee auf die Tänzer herab.

Und dann das Zauberschloss im 2. Akt: Ein Bühnentraum aus weißen Mauern mit Gold und Farben. Farben und Farben. In diesem Schloss nimmt der in einen Prinzen verwandelte Nußknacker mit seinem Klärchen Platz. Vor dem Prinzen und Klärchen wirbeln, trippeln und springen die Tänzer im spanischen, arabischen, chinesischen und russischen Tanz. Da reichen die 90 Tänzer des New York City Ballett nicht, sie werden unterstützt von 30 Tänzern des Kinderballetts. Vor dem großen Finale noch ein Tempo geladener pas de deux mit der Zuckerfee.

Die Choreographie für diesen "Nußknacker" stammt vom berühmten Choreographen George Balanchine. Premiere hatte der Nußknacker im Jahre 1956. Seitdem wird er jedes Jahr im Dezember unverändert wieder aufgeführt. Bis heute gab es 1300 Aufführungen. Und so war schon die Großmutter, die jetzt mit ihren zwei Enkeln im fünften Rang sitzt, als Kind in dieser Aufführung.

Legendär ist der Weihnachtsbaum, dessen Spitze im Finale des Nußknackers aus dem Bühnenboden ragt und höher und höher wächst, bis er, weihnachtlich leuchtend und geschmückt, 13 Meter Höhe erreicht hat.

Uwe Mengel wurde in Bergen auf der Ostseeinsel Rügen geboren. Studium der Theologie an der "Friedrich-Schiller-Universität" in Jena (Ost-Deutschland). Fortsetzung seines Studiums nach seiner Flucht in die Bundesrepublik Deutschland bei "Freien Universität" Berlin-West und "Max Reinhardt Seminar" in Wien, Studium (MA) in Drama, Philosophie und Theologie. Emigration nach New York im Jahr 1980, seit 1998 lebt er in Berlin und New York.

Aus dem INKAS Institut



„Wie schreibe ich (m)ein Buch?“ Ein Wochenendseminar in Bad Kreuznach

Wer hat nicht schon einmal mit dem Gedanken gespielt, ein eigenes Buch zu schreiben, um es dann zu veröffentlichen? Im Seminar „Wie schreibe ich (m)ein Buch?“ erlernen die Teilnehmer und Teilnehmerinnen Techniken, um diesen Traum zu verwirklichen. Auf Grundlage eigener Ideen werden Textkulissen für ein geplantes Buchprojekt entwickelt. Mit unterschiedlichen Bausteinen des „literarischen Schreibens“ und den Methoden des „Kreativen Schreibens“ werden die Seminarteilnehmer in die Vorbereitung eines geplanten Buchprojektes eingeführt. Der Leiter, selbst erfahrener Buchautor, gibt in diesem Seminar auch einen Einblick in seine Textarbeit. Es sind keine Vorkenntnisse nötig. Die Inhalte sind für Anfänger und Fortgeschrittene geeignet.

Seminartermin: 20. bis 22. Januar 2012

Seminarort: Bildungszentrum St. Hildegard in Bad Kreuznach, Bahnstr. 26

Freitag von 18:00 bis 20:00 Uhr. Samstag von 10:00 bis 18:00 Uhr.

Sonntag von 11:00 bis 14:00 Uhr.

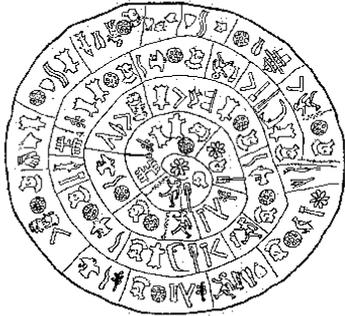
Seminargebühr: 250 €

Seminarleiter: Rüdiger Heins www.ruedigerheins.de

eMail: info@inkas-id.de Telefon: 06721 921060

Weitere Informationen: www.inkas-institut.de

Christine Hidringer



Weihnacht und Kontrollverlust

Von einem Tag auf den anderen ist plötzlich alles anders als an den Tagen zuvor. Weihnachtslieder ertönen. Und ohne Gegenwehr bricht meine bis dahin solide Sachlichkeit vor dem sanften Klang von „Stille Nacht, heilige Nacht“ in sich zusammen.

Das muss man sich auf der Zunge zergehen lassen! Irgendwer bringt wer-weiß-wo in einem Sender ein Band oder eine CD zum Laufen. Er hat sie nicht ausgewählt, um mich und meine Einstellungen zum Einsturz zu bringen. Er gehorcht allein einem Sendeleiter und dem Gebot des Kalenders.

Und ich hocke da und verliere die Kontrolle.

Sicher bin ich nur noch, dass es nicht nur mir passiert.

Was, um Himmels willen, ist das, das sich da meiner bemächtigt? Es ist ein Gefühl, süß und klebrig wie Honig und ebenso schwer, wieder los zu werden.

Weihnachten, die geweihte Nacht, in der ein Kind geboren wurde. Weihnachten, ein Fest für Kinder. Weihnachten, das Fest der leuchtenden Kinderaugen. Weihnachten, das Fest der Lichter. Weihnachten, die Nacht, in der die Tiere sprechen. Weihnachten, das Fest der Verzeihung und der guten Worte.

Jedes Jahr bedrängt mich die Frage mehr, was mich an diesem Fest so in seinen Bann zieht. Und wenn ich dann ganz tief in mich blicke, finde ich vor allem Sehnsucht. Die Sehnsucht nach dem Kind, das ich einmal war.

Wie alle Kinder war ich voller Vertrauen in die Welt. Kinder stellen sie nicht in Frage, sie nehmen sie als das, was sie ist und vertrauen darauf, dass sie so gut ist. Sie hinterfragen noch nicht und bleiben deshalb von Zweifeln ungeplagt.

Ein Kind glaubt an Wunder. Für ein Kind besteht alles aus Sichtbarem und Unsichtbarem. Es vermag Tiere zu verstehen und Pflanzen wachsen zu hören. Am Ende des Regenbogens weiß es den vergrabenen Schatz, den es einmal finden wird.

Für das Kind sind die Menschen, die es liebt, vollendet. Es sieht keine Veranlassung, seine Liebe begründen zu müssen. Auf die geliebten Menschen fällt kein Schatten der Kritik. Ein Kind liebt bedingungslos.

Gute Worte erlebt ein Kind als gute Worte. Es unterstellt dem Sprecher weder Hintergründigkeit noch manipulative Absicht.

„Träume sind Schäume“ sind Erwachsenenworte. Für das Kind sind Träume nur Wirklichkeiten, die noch nicht eingetreten sind. Wenn der Wunsch eines Kindes sich nicht erfüllt, zieht es daraus nur einen Schluss, dass es selbst nicht intensiv genug geträumt und gewünscht hat.

Dass Träume zerbrechen, erfährt es erst beim älter werden. Dass Vertrauen missbraucht wird. Dass Worte falsch sein können. Dass Liebe vergänglich sein kann. Und vor allem, dass man selbst in den Augen der Welt nicht untadelig ist.

Es wird verletzt, enttäuscht, geschlagen. Wird der Träume und der Wunder beraubt. Rettet sich in Zynismus und Sarkasmus. Lernt, mit sogenannten Wahrheiten zu leben. Erwirbt die Fähigkeit, sein Leben möglichst sachlich und mit genügend Misstrauen zu organisieren.

So wird man älter und älter und könnte es schon ertragen, wenn da nicht immer wieder Weihnachten wäre. Wo die Sehnsucht nach dem Vertrauen und der uneingeschränkten Liebe des Kindes sich aus dem Schlummer erhebt. Wo wir uns wünschen, noch einmal ein Kind zu sein.

Vielleicht ist das der Sinn des Weihnachtsfestes. In uns das Kind wach werden zu lassen. Um gegen alles scheinbare Wissen, Vertrauen aufzubauen, grenzenlose Liebe zuzulassen, Träume ernst zu nehmen. Dass wir Wunder für möglich halten. Und mit den Gaben an die Menschen, die wir lieben, von unserm Kind-sein etwas an sie abgeben.

Ein Frohes Weihnachtsfest, allen, in denen das Kind noch lebt!

©Christine Hidringer

Christine Hidringer ist Absolventin des INKAS Instituts. Im Augenblick hat sie ein Stipendium zur Fortsetzung ihrer literarischen Arbeit.

eXperimenta RadioMagazin

Sendetermin 06. und 20. Dezember von 15:00 bis 17:00 Uhr

06. Dezember:

Monika Bilstein, vom Peter Hammer Verlag

Peter H. Gogolin, Autor

Handabdruck:

Bruno Ruosch, Barfußläufer aus der Schweiz

20. Dezember:

Jörg Erb, Autor aus Hamburg

Handabdruck:

Wei Liu, ehemalige Gefangene in einem chinesischen Gefängnis



Das eXperimenta RadioMagazin kann auf der Website

www.Radio-Rheinwelle.de über Livestream mitgehört werden!

Joachim Mols

Interview mit Gott

Interview mit Gott

Das ist der Urgrund. Darauf baut alles auf.

Ein Gespräch mit Gott über Freiheit, Ethik und Atheismus

eXperimenta: Zunächst mal eine ganz einfache Frage: Wie redet man Sie am besten an? Exzellenz oder Majestät?

Gott: Bloß nicht. Ich bin Gott, aber kein König, vor dem man auf den Knien rumrutschen muss. Nein, nein, Gott reicht völlig aus. Aber darf ich Ihnen vielleicht einen Kaffee oder Wein anbieten?

eXperimenta: Kaffee wäre gut. Das ist sehr nett. Sie geben, Herr Gott, wenig Interviews. Warum eigentlich? Haben Sie der Menschheit nichts mehr zu sagen?

Gott: (Schenkt den Kaffee ein.) Wozu sollte ich noch viel reden? Eigentlich ist doch schon alles gesagt.

eXperimenta: Das mag sein. Es nützt aber nichts. Sie werden mir ja wohl zustimmen, wenn ich sage, dass es mit dem Zustand der Welt nicht zum Besten steht. Terrorismus, Krieg, zerstörte Natur, um nur einige Stichworte zu nennen. Müssen Sie da nicht eingreifen?

Gott: Sehen Sie, das ist das Problem. Die Menschen sind frei und mit ihrer Freiheit haben die Menschen auch die Verantwortung für ihr Tun. Die wollen aber einige gar nicht tragen und wenn es dann schief läuft, machen sie mich dafür verantwortlich. Da ich aber freie Menschen geschaffen habe, kann ich nicht jedes Mal aktiv werden. Das will ich nicht. Wenn ich ständig eingreifen würde, könnte man doch nicht mehr von Mündigkeit reden. Einem Soldaten, dem der General permanent sagt, du musst dies oder jenes machen, ist doch nicht frei. Letztlich ist das ein Sklave. Ich glaube nicht, dass Ihr Euch nach der Sklaverei sehnt. Hoffe ich zumindest.

eXperimenta: Das ist sicher richtig. Nur Freiheit muss man nutzen können. Man braucht eine innere Reife dafür. Ein kleines Kind zum Beispiel kann viele Dinge noch nicht richtig beurteilen, deswegen steht es unter der Obhut der Eltern und

bis zu einem gewissen Grade sind sie für seine Taten haftbar zu machen. Man nennt Sie auch...

Gott: (Unterbricht und lacht) Das ist ein ganz schlechtes Beispiel. Ein Kind weiß noch nicht, was ungefährlich und was gefährlich ist. Es muss seinen Verstand und seinen Körper erst noch ausbilden. Seit Eure Urahnin Eva vom Baum der Erkenntnis gegessen hat und ihren Mann ebenfalls dazu brachte, wisst Ihr als Erwachsene aber schon, was das Gute und was das Böse ist. Ihr habt ein Gewissen, und dieses Gewissen müsst Ihr jetzt gebrauchen. Da braucht Ihr mich nicht dafür. Ich sehe nicht, warum ich Euch diese Arbeit abnehmen sollte. Kein Vater oder keine Mutter beaufsichtigt den zwanzigjährigen Sohnmann, wenn er Fußball spielt. Der Junge kann laufen und fällt schon nicht hin.

eXperimenta: *Ich bin überrascht, die Apelesserei wird doch als Sünde dargestellt.*

Gott: Aber sicher nicht von mir. Ich halte Eva für ein äußerst kluges Mädchen. In dem sie lernte, auf ihr Gewissen zu hören, wurde sie frei. Das Gerede der anderen Bewohner des Paradieses brauchte sie nicht mehr zu stören. Sie hörte in sich hinein, dachte nach und handelte entsprechend. Vielleicht war das manchmal mühsam, aber sie war ein freier und durchaus zufriedener Mensch.

eXperimenta: *Das mit der Erkenntnis hat man ihr aber dann doch sehr übel genommen. Von Sünde war die Rede.*

Gott: Ja sicher. Freiheit macht manchmal auch Angst. Und weil es interessierte Kreise, Menschen gibt, die zu ängstlich sind, um mit der Freiheit umzugehen, machen sie Gebote und zwingen alle anderen dazu, sich an diese Gebote zu halten. Das ist dann die Hölle. Nur mit mir hat das nichts zu tun. Die Angst, Euren Verstand zu gebrauchen, ist Euer Problem. Jetzt kommen wir doch auf den Vergleich mit den Kindern zurück. Da sie noch sehr klein ist, hat man der kleinen Schwester das Schwimmen im See verboten. Der ältere Bruder hat damit natürlich keine Probleme. Nur das Mädchen ist sehr ängstlich und weitert jetzt die Ermahnungen der Eltern auch auf den Bruder aus. Völlig unnötig, aber so läuft es. Bei Euch Erwachsenen ist es ähnlich. Manche können, aus welchen Gründen auch immer, mit der Freiheit nichts anfangen, sie denken die ganze Zeit nur, was passieren könnte. Um mit dieser Angst umzugehen, verbieten sie auch anderen die Freiheit und erfinden irgendwelche Schauergeschichten über mich bzw. in diesem Falle über meine geliebte Eva. Das wirklich Schlimme daran ist, dass viele diesen Märchenerzählern Glauben schenken. Sie lassen sich aus Faulheit, oder was auch immer, einlullen. Den

Verstand zu gebrauchen, kostet Mut, aber als meine Ebenbilder habt Ihr den durchaus.

eXperimenta: *Aber haben wir auch die angesprochene innere Reife? Ich bin mir da nicht so sicher.*

Gott: Ja natürlich. Eigentlich ist sie erlernbar. Der ältere Bruder ist ja auch irgendwie halbwegs erwachsen geworden, ignoriert die Schwester und schwimmt. Wir reden hier über erwachsene Menschen. Nicht über kleine Kinder!

eXperimenta: *Woran merke ich denn, dass ich zu den erwachsenen Menschen mit der inneren Reife gehöre?*

Gott: Mit dem Alter kommt die schon. Man muss halt nur einigermaßen offen auf das Leben zugehen. Man muss sozusagen Gottvertrauen zu sich und anderen haben. Wenn man aber dauernd nur in der Stube hockt, klappt das nicht mit dem Schwimmen lernen. Wenn man dauernd nur Bücher liest oder auswendig lernt, klappt das auch nicht mit der inneren Reife. Im Leben lernt man.

eXperimenta: *Kommen wir nochmals auf den Verstand bzw. das Gewissen zurück. Bei uns in Deutschland diskutieren sie beispielsweise permanent über die Steuern. Beide Seiten haben gute, vernünftige Argumente. Das glauben sie jedenfalls. Zu einem Ergebnis kommen sie aber nie. Es ist das reinste Chaos. Da wäre doch ein wenig Führung gut.*

Gott: (Lacht wieder) Ja, ja die Steuern. Das ist bei Euch Deutschen wirklich ein Dauerthema. Man könnte meinen, der Deutsche lebt von der Steuerhinterziehung allein. Aber bleiben wir bei der Sache. Natürlich hat jeder Mensch einen anderen Verstand. Es wäre ja schlimm, wenn es nicht so wäre und alle in Reih und Glied denken würden. Das wäre ja gar nicht auszudenken. Nur der Leitgedanke, auf den man sich intelligenter Weise beruft, ist immer derselbe. Mein Sohn nannte das mal ganz unphilosophisch Nächsten- bzw. Feindesliebe. Betrachten wir die Geschichte, stellen wir fest, dass dieser Kerngedanke immer vernünftig ist. Aus Hass ist noch nie etwas Gutes entstanden. Dann meint der Eine, ihm sei Unrecht widerfahren und er müsste andere strafen, und dann meinen die Anderen wiederum, so geht es nicht. Der nächste Krieg ist da quasi vorprogrammiert, und alle stehen wieder wie die kleinen Kinder vor mir und sagen: „Papa, der hat angefangen, gib ihm Haue!“ Wenn die Leute aber beim Kerngedanken der Nächstenliebe bleiben, können

die Schlimmes wird dann nicht passieren. Da bin ich mir sicher. Und da kann ich mir sicher sein, ich kenne ja Eure Geschichte.

eXperimenta: *Die Nächstenliebe ist also der Urgrund?*

Gott: Ja sicher. Das Kind muss Gefährliches von Ungefährlichem unterscheiden können. Der Erwachsene muss den Urgrund kennen. Das ist die Erkenntnis von Gut und Böse. Mit dieser Erkenntnis kann man nun letztlich tun und lassen, was man will. Das nenne ich Freiheit und diese Freiheit bewerte ich positiv.

eXperimenta: *Ich bin da skeptisch.*

Gott: Nur zu!

eXperimenta: *Wenn man den Nächsten liebt, könnte doch eine Situation auftreten, die mich in Gewissenkonflikte bringt. Nehmen wir an, es geht um eine schwere Krankheit, die eine große Gruppe von Menschen betrifft. Durch Menschenversuche an Wenigen könnte ich eventuell ein Gegenmittel finden. Mein Gewissen sträubt sich gegen diese Lösung, aber...*

Gott: (Nachdenklich) Gute Frage. Auf den ersten Blick ist das wirklich ein Problem. Doch eigentlich ist die Nächstenliebe eine konkrete Angelegenheit. Der Nächste ist immer ein ganz realer Mensch und nie die Menschheit. In der Welt gesteht man doch in der Regel einer Frau seine Liebe, eine Einzige bittet man um die Ehe. Würde ein Kerl sagen, er wolle alle Frauen lieben, wäre die holde Weiblichkeit zu Recht skeptisch. Sie würde denken, der liebt keine einzige Frau wirklich. Bei der Nächstenliebe ist es genauso.

eXperimenta: *Aber man kann doch trotzdem die Menschheit lieben!?*

Gott: Wenn man einen einzelnen Menschen liebt, liebt man in ihm auch die Menschheit. Das ist klar. Wenn einer sein Kind liebt, will er dem Nachbarsjungen bestimmt nichts Böses. Aber wenn einer die gesamte Menschheit liebt, nach dem Motto „Ich liebe — Ich liebe doch alle — alle Menschen — Na ich liebe doch — Ich setzte mich doch dafür ein.“ ist das nur dünne Luft. In der Regel liebt er keinen wirklich. Nicht einmal seine Klasse, Rasse oder was auch immer. Alles ist nur eine große Illusion. Schauen Sie in die Geschichte. Die größten Verbrecher waren immer die „Allesundkeinenlieber“. Lenin, Hitler, Stalin, die RAF. Alles war nur abstrakt und die Resultate waren schrecklich. Nein, die Liebe, ohne die die Freiheit nicht existieren kann, ist immer konkret.

eXperimenta: *Also sind Revolutionen unmöglich bzw. ein Fehler, um nicht das Wort Sünde zu strapazieren.*

Gott: Und wie kommen Sie jetzt darauf? Natürlich kann eine Revolution sinnvoll sein. Manchmal ist sie sogar notwendig. Sie darf aber eben nie in das Abstrakte abgleiten. Sie muss schauen, geht es meinem Nachbarn, meinem Wirt, meinen Freunden etc. dadurch besser. Sobald sie aber anfängt, sich im Teufelsreich des Absoluten zu verirren, wird es gefährlich. Leider scheinen die meisten Revolutionen aber genau diesen Weg zu gehen. Da müsst Ihr als Revolutionäre halt immer erst mal Euer Gewissen befragen, ehe Ihr den nächsten Schritt tut. Das ist mühsam aber sinnvoll.

eXperimenta: *Gilt denn nun rechte und linke Backe? Können Sie da konkreter werden?*

Gott: Oh je. Als Gott den skeptischen Germanen erschuf, machte er wohl einen Fehler. Mea culpa, (schüttelt den Kopf) mea maxima culpa. (Lacht wieder.) Natürlich soll sich der Mensch gegen Unrecht wehren. Wenn er aber liebt, begreift er, dass auch sein Feind eine Würde hat. Spricht er ihm diese Würde ab, so spricht der Feind oder auch sein vermeintlicher Freund ihm die Würde ab, und wir haben den Salat. „Gottlose Heiden“, „Bürgerliche Kreise“, „Untermenschen“, „Imperialisten“, mit diesen Ausdrücken haben die sogenannten Revolutionäre ihren Feind abgestempelt. Und das Ergebnis war nicht nur der Tod des Feindes, nein, in der Regel haben die eigenen Leute genauso auf Scheiterhaufen, in KZs, im Gulag oder in den Folterkellern der Diktatoren gelitten. Mit diesen Schimpfwörtern wurden sie am Ende selbst bedacht. Lassen Sie es mich so formulieren: Alles, was Ihr dem Geringsten Eurer Brüder getan habt, habt Ihr am Ende Euch selber getan.

eXperimenta: *Nochmal zum Verhältnis von Freiheit und Liebe.: Warum sollte die Freiheit nicht ohne Liebe möglich sein? Ist das nicht ein weichgespültes Gerede? Der Mörder ist doch frei, selbst wenn er ohne Liebe ist.*

Gott: (Grinst) Ihr Journalisten fragt aber auch immer genauer nach. Weichgespült, wirklich ein schönes Wort. Doch Sie irren sich. Die Freiheit besteht doch in der Möglichkeit der Wahl. Ich kann hierhin oder dorthin gehen. Mir passiert dabei nichts. Ein Verbrecher, der gejagt wird, ist nicht mehr frei. Jede seiner Bewegung stimmt er auf seine Verfolger ab. Verstehen Sie? (Schenkt nochmal Kaffee nach.)

eXperimenta: *Ja!*

Gott: Gut. Wenn nun der Mensch ohne Liebe ist, ist er dem anderen ein Wolf. Er stimmt sein ganzes Tun auf das Verhalten der anderen Wölfe bzw. seine Jäger ab. In dem Sinne ist er nicht frei, sondern ein ganz armes Würstchen, denn er handelt ja ständig zwanghaft.

eXperimenta: *Trotzdem lieben Menschen diesen Zustand. Ich denke nur an die Begeisterung für den Krieg.*

Gott: Glauben Sie das wirklich? Sie reden von Kriegsbegeisterung. Gibt es die? Die Märchen über die „Helden“ erzählen nur von denen auf dem Feldherrnhügel, von der armen Sau, die tatsächlich Angst hat, redet keiner. Ich bleibe dabei, die Freiheit ist nur mit der Liebe möglich und der Mensch sehnt sich nach der Freiheit.

eXperimenta: *Kritiker werfen Ihnen vor, Sie würden diese von Ihnen so geschätzte Freiheit an Bedingungen knüpfen. Wer an Sie nicht glauben wolle, sei ein Sünder und müsste vernichtet werden. Daher würden die Leute in Gottesfurcht leben und seien ähnliche arme Würstchen, wie der von Ihnen angesprochene Wolf.*

Gott: Moment mal! (Haut mit der Faust auf den Tisch.) Meine Idee ist das nicht. Es sind verirrte Menschen, die aus mir einen grausamen Diktator, an den man glauben muss, machen. Ich habe davon nie geredet. Es ist eine Gleichschaltung, die sich aus der von mir bereits erwähnten Angst ergibt, die dazu führt, dass einige Schwache ständig glauben, andere mit irgendwelchen Geböthen und frommem Tamtam belästigen zu müssen. Ich sehe mich mehr als Vater. Der hat die Kinder gezeugt, der hat sie im Allgemeinen auch lieb, aber glauben muss man an den Vater nicht.

eXperimenta: *Stopp! Sie akzeptieren also Atheisten. Verstehe ich das jetzt richtig?*

Gott: Ja natürlich. Warum sollte ich das denn nicht tun? Es gibt sehr anständige Atheisten. Manche von denen denken mehr an die Nächstenliebe als die ach so frommen Gläubigen.

eXperimenta: *Und wenn die Atheisten anfangen zu lästern, Karikaturen zu zeichnen oder böse Verse zu schreiben?*

Gott: Ja, aber warum denn nicht? Wenn ein Schalker meint, Schwarz Gelb sei doch nicht so toll, schlägt der Borsusse ihm doch auch nicht gleich den Schädel ein. Wenn ich richtig informiert bin, wäre das bei Euch in Deutschland sogar nach rein menschlichen Gesetzen eine Straftat. Aber Gott soll ein humorloser

Verbrecher sein? Bei jedem kleinsten Fitzelchen soll er gleich eingeschleppt auf die Barrikaden gehen? Und gleichzeitig nennt man mich in diesen Kreisen barmherzig. Das ist schlichtweg unlogisch und unsinnig. Das regt mich ehrlich gesagt wirklich auf, und ich bin ja von Euch schon einiges gewohnt.

eXperimenta: Verzeihen Sie die Nachfrage: Mit Steinigungen und ähnlich frommen Werken wollen Sie nicht in Verbindung gebracht werden?

Gott: Aber woher denn? Ich habe mir so abscheuliche Dinge noch nie angesehen. Die ganzen Höllenqualen, Steinigungen etc. sind Erfindungen von geistigen Schwachköpfen. Die haben Schwierigkeiten, andere Lebenswelten zu akzeptieren. Das Problem daran ist, Liebe basiert auf der Toleranz des Anderen. Ist da keine Toleranz, ist da auch keine Liebe. Ist doch in jeder Ehe so. Wenn die Frau die Schlamperei des Mannes nicht akzeptiert und er mit ihrem Gesundheitsfimmel nicht zu Rande kommt, gibt das im wahrsten Sinne des Wortes Mord und Totschlag. Eine goldene Hochzeit gibt es nicht.

eXperimenta: Und wie steht es dann mit den Belohnungen, die man uns immer wieder für frommes Benehmen verspricht?

Gott: (Lacht wieder laut und lange.) Ihr lebt und Ihr lebt auch ewig, wenn ihr wollt. Aber ob dieses ewige Leben ein Genuss ist, hängt von Euch und nicht irgendwelchen Mythen ab. Nehmen wir mal die Idee, ich hätte da für besonders fromme Gestalten Jungfrauen im Angebot. Nun, die Jungfrauen machen noch keinen Himmel, weder auf Erden noch hier oben. Wenn ein Mann nicht lernt respektvoll mit dem schwächeren Geschlecht umzugehen, nützen ihm die Jungfrauen gar nichts. Wenn er die Frauen wie einen Fußabtreter behandelt, werden sie ihn hassen und wenn die Ehefrauen oder Geliebten hassen, dann ist das Leben wirklich die Hölle. So Mädels können ganz schön nerven, wenn sie wollen, auch wenn sie Jungfrauen sind. Im Ernst, ohne Liebe ist selbst das ewige Leben die reinste Strafe.

eXperimenta: Ich ahne, worauf Sie hinauswollen und muss Ihnen zustimmen, allerdings sind einige Propheten da ganz anderer Meinung.

Gott: Mit den Propheten muss ich wohl mal etwas klarstellen. Nicht jeder, der sich Prophet nennt, ist von mir autorisiert. Nur wenn sie von der Liebe reden, haben sie mein Plazet. Alle anderen sind Scharlatane.

eXperimenta: Das dachte ich mir schon. Mir ging es um etwas anderes. Viele der Propheten sprechen von Belohnung und Strafe und begründen das mit

einer Liebe zu uns Menschen. Irdische und himmlische Strafen geschähen nur zu unserem Besten.

Gott: Mein Lieber, (lacht wieder) da muss man schon ein wenig kritischer sein. Das sind Sie doch sonst die ganze Zeit. Was soll das denn für ein Bestes sein, wenn es nur durch Strafe zustande kommt. Kein Kind dieser Erde, welches in ständiger Angst vor einem strafenden Vater aufwächst, wird am Ende normal. In der Regel haben die am Ende schwerwiegende psychische Probleme. Insofern ist doch diese ganze Droherei und Straferei unsinnig, und ich wiederhole es gerne noch mal: Nicht von mir autorisiert.

eXperimenta: *Die Priesterschaft wird von Euren Worten nicht gerade begeistert sein.*

Gott: Na und wenn schon. Abgesehen davon, es gibt einen Hohen Priester, und das ist mein Sohn. Der hat diesen Job nur ausfüllen können, weil er Mensch war und ist. Der hatte keine Berührungsängste, überhaupt nicht. Der war voller Nächstenliebe und Toleranz. Er hat mir zwar nicht alles gebeichtet – das tut ein Sohn nie – aber so, wie ich das mitbekommen habe, hat der ohne Probleme mit allen möglichen Leuten verkehrt. Da waren sicher auch einige Sünder dabei, um es mal diplomatisch und unverfänglich zu sagen. Nur mit Strafen hat er nie etwas am Hut gehabt.

eXperimenta: *Stört es Sie denn gar nicht, wenn sich die Menschen immer mehr von Ihnen abwenden?*

Gott: Tun sie das denn?

eXperimenta: *Na, zumindest werden die Kirchen leerer.*

Gott: Die Kirchen vielleicht. Aber es hat mich doch sehr beeindruckt, wie sehr man sich in der Öffentlichkeit über Folter aufgeregt hat, wie engagiert man bei Ihnen über Ehrenmorde, Hunger etc. spricht. Wenn ein einzelner Soldat stirbt, ist die Aufregung groß. Das ist doch durchaus ermutigend. Schließlich war das ja leider nicht immer so. Also, was mein Sohn da von früher erzählt, ist bisweilen schon erschreckend.

eXperimenta: *Trotzdem, die Kirchen werden leerer und sie werden doch am meisten mit Ihnen in Verbindung gebracht.*

Gott: Das kann sein. Je nachdem kann das positiv oder negativ sein. Da muss man den Einzelfall betrachten. Also wenn die Kirche sich tatsächlich um ein solidarisches Handeln bemüht, ist es bedauerlich, wenn sie untergeht. Aber ich

stelle auch fest, dass sehr viel Kritik an der Kirche aus äußerst vernünftigen Gründen geschieht. Manchmal ist es gerade die Nächstenliebe, welche ein Unwohlsein mit der Welt des Weihwassers begründet. Wenn Priester Waffen segnen, Kinder missbrauchen oder andere zur Hölle wünschen, ist das doch völlig im Geist der Nächstenliebe, wenn einer sagt: „Mit mir nicht.“ Oder Auspeitschen: Das ist doch nicht normal. Da wird doch jeder zum Gegner der Religion. Wer sich da über den Atheismus wundert, hat nicht viel begriffen. Bei uns im Himmel jedenfalls freut man sich über so viel Zivilcourage.

eXperimenta: *Mir fällt auf, Sie kommen immer wieder auf die Liebe zurück?*

Gott: Freiheit begründet die Nächstenliebe und die Nächstenliebe begründet sie. Zusammen sind sie der Urgrund. Darauf baut alles auf.

eXperimenta: *Herr Gott, ich danke Ihnen für das Gespräch.*

Gott: Jetzt müssen Sie aber den Wein probieren. Der stammt aus Italien und ist wirklich gut, und Sie sind ja jetzt außer Dienst.

© Joachim Mols

Der in Freiburg als Werbetexter und PR-Berater tätige Joachim Mols wurde 1967 geboren. Er wuchs in Weiler bei Bingen auf und machte auch dort seinen Zivildienst. Anschließend studierte er in Köln Politologie, Slawistik und Osteuropäische Geschichte. Seit einiger Zeit ist er auch als Autor tätig. Gemeinsam mit Luise Hepp ist er Chefredakteur bei eXperimenta.

Website: www.mols-text.de

Rolf Krieger`s Weihnachtsmann kommt

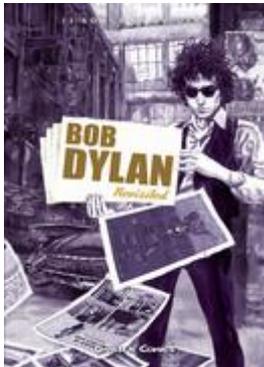


Die Buchbesprechung

von Joachim Mols

Bob Dylan Revisited

Gute Musik und herausragende Literatur haben eine Gemeinsamkeit: Sie führen zu Reaktionen des Lesers bzw. Zuhörers, sie bringen das innere Kino zum Laufen und meistens wird mit ihnen eine ganz besondere Stimmung verbunden. Wobei es interessanterweise trotz aller unterschiedlichen Interpretationen kein Richtig oder Falsch gibt. Wer seinen ersten Kuss zur Musik von Bob Dylan bekam, wird dessen Lieder mit demselben Recht immer wieder mit diesem Ereignis in Verbindung bringen, wie derjenige, der die Melodien des wohl am häufigsten gecovertesten Musikers unserer Zeit bei studentischen Happenings erlebte, ihn für einen ausgesprochenen Protestsänger halten wird.



Allerdings liegt es in der Natur der Sache, dass wir unsere inneren Bilder anderen Menschen kaum mitteilen können. Alles, was wir sagen, wird im Kopf unseres Gegenübers wieder zu einem völlig neuen Bild zusammengestellt.

Der Carlsen Comic Verlag hat nun ein interessantes, künstlerisches Experiment mit den Texten des Sängers unternommen. Für das Buch *Bob Dylan Revisited* hat er 13 renommierte Illustratoren beauftragt, ihr persönliches Bob Dylan Erleben auf Papier zu bringen und jeweils einen Songtext von dreizehn liebevoll ausgewählten Hits als Comic neu zu erzählen.

Herausgekommen ist eine intime Hommage an den auch als Lyriker viel beachteten Musiker. Und wie nicht anders zu erwarten, hielten die Geschichten für mich manche Überraschung bereit, wohl nicht zuletzt deswegen, weil ich mich fern ab der Musik ganz auf die sprachliche Kunst bzw. deren visuelle Interpretation konzentrieren musste. Sind die überaus gelungenen, ausgesprochen modernen Bilder zu „Blowin`In The Wind“ mit ihrer Assoziation an Krieg und Unterdrückung noch zu erwarten gewesen, so hat mich die Darstellung eines Außenseiterlebens als Begleitung zu „Like A Rolling Stone“ doch verwirrt. Schließlich sah ich bisher das Lied aus rein musikalischen Gründen und meiner Wertschätzung der Stones immer als ein fröhliches Lob des Rock`n Roll an. Nicht anders erging es mir bei „Knockin`On Heaven`s Door“. Nie wäre ich darauf gekommen, das Lied im Wilden Westen zu verorten, wie es der dazugehörige Comic tut. Wurde das Lied doch immer wieder zu einer Protesthymne gegen aktuelle Kriege gemacht (zuletzt von Avril Lavigne), und deswegen erblickte mein inneres Auge in dem sterbenden Sheriff stets einen armen, fallenden Private der US Army. Und so könnte ich Lied für Lied aufzählen und erklären, wie die Zeichnungen mich dazu zwangen, die Lyrik neu zu lesen, und mich wieder und wieder mit der Entdeckung neuer Bilder beglückten.

Jedem der Comics ist übrigens der Original Text und eine hervorragende Übersetzung aus der Feder von Gisbert Haefs, der sich als Autor historischer Romane schon lange einen Namen gemacht hat, vorangestellt.

Erwerben kann man dieses empfehlenswerte Meisterwerk im Buchhandel für € 16,90

Carlson Comic Verlag www.carlsencomic.de

Reder & Antwort

Der Abglanz

Nächstes Jahr gehört der S. Fischer Verlag ein halbes Jahrhundert zum Medienkonzern Holtzbrinck. Wir fragen beim Gründer nach. Herr Fischer, wer oder was ist ein Verleger?

Erlauben Sie mir den Kollegen S. Unseld zu zitieren: Die Stellung des Verlegers ist eine eigenartige, weil er allein für diese Bücher und sein Unternehmen haftet, und dies nicht nur politisch, moralisch, intellektuell, rechtlich, sondern mit Haut und Haaren materiell.

Da muss ein Verleger sich wohl im Warenverkehr sicher bewegen ...

Nein. Erlauben Sie übrigens, dass ich meine Antworten selbst gebe (ich weiß, dass die hier sonst ausgedacht sind): Das Buch, das der Verleger druckt, ohne vorher feststellen zu können, wer es kaufen wird, passt nicht in das Handelsschema des Warenverkehrs. Im Gegenteil muss der Verleger einen besonderen Markt schaffen, einen Markt für geistige Werte.

Wie geht das, wenn der Verlag zu einem Markt orientierten Konzern gehört?

Schlecht. Die Entpersönlichung verlegerischer Arbeit durch die in den Buchhandel eindringende Gesellschaftsform kapitalistischer Groß- und Kleinbetriebe kann nicht ohne nachteiligen Einfluss auf die literarische Kultur bleiben. Ein Konzern kann sich nur mit den marktgewordenen Werten befassen – weswegen er am meisten dazu beiträgt, die Entwicklung zu hemmen und zurückzudrängen.

Logisch. Ein Verleger muss dagegen rasch den Trends voran eilen ...

Bewahre! Die Aufklärungsarbeit der Kritik und des Verlegers braucht Zeit. Meist muss sich das Charakterbild eines Autors aus einer Reihe von Werken aufgebaut haben, um dem Publikum deutlich zu werden.

Wie bitte? Autoren Ihres Verlags müssen heute vom ersten Buch an Erfolg bringen.

Der Verlag soll den Namen S. Fischers, seines Gründers, nicht unnützlich führen. Der beste Geschäftsmann bleibt der Verleger, der sich nicht von Erfolgsmöglichkeiten leiten lässt, sondern nur von der Qualität der Arbeit.

Herr Fischer, haben Sie abschließend einen Tipp für die eXperimenta?

Klar. Eine Zeitschrift, die führen will, muss selbst suchen und finden. – Steht alles in meiner Biografie, geschrieben von Barbara Hoffmeister, gedruckt in meinem so genannten Verlag (Seiten 131, 157, 169, 171, 307, 309).

Vielen Dank Herr Fischer und viel Spaß weiter im (letzten) Ruhestand.

Saskia Pasión



Heiligabend im Obdachlosenheim

Heute war es also so weit. Das Fest aller Feste. Ein kleiner Weihnachtsbaum, geschmückt mit einigen Sternen, Weihnachtskugeln, Lametta und einem kleinen Engel, der auf der Spitze thronte. Leider hatten sie keine echten Kerzen bekommen, sondern nur eine bunte Lichterkette, die auch noch blinkte. Unter dem kleinen Bäumchen standen einige Schalen mit Gebäck. Das alles hatten liebe Menschen ihnen gespendet. Sie, das waren die Bewohner des Obdachlosenheims. Zurzeit lebten dort etwa 30 Männer und Frauen, die durch das soziale Netz des reichen Landes gefallen waren. Ausgemustert. Zu nichts mehr zu gebrauchen. Von keinem mehr gewollt. Die Maschen waren einfach zu groß gewesen für sie, sie rutschten durch, fanden keinen Halt. Und einen Rückweg gab es bei solchen Netzen nicht. Niemals.

Die Stimmung im Heim war ambivalent. Die eine Gruppe stand mit glänzenden Augen vor dem Baum, die Hände zum Gebet gefaltet. Ja, sie glaubten immer noch an Gott. Dachten an vergangene Heiligabend. Als sie noch zur Gesellschaft gehörten, Geschenke gemacht und erhalten hatten. Heute freuten sie sich über das Gebäck, das ein ganz besonderer Leckerbissen war. Kekse bekamen sie sonst das ganze Jahr über nicht. Nicht einmal bei der Tafel.

Die zweite Gruppe freute sich auch auf die Weihnachtsplätzchen. Aber sie hatten alle Illusionen verloren. Gott? Wer sollte das sein? Ein Gott, der zuließ, dass Menschen in ihrem Land sterben, weil sie sich keinen Arzt leisten konnten. Die erfroren, weil sie im Winter kein Dach über dem Kopf gehabt hatten. Nein, einen Gott schlossen sie aus. Sie saßen in ihrer Ecke, mampften Buttergebäck und ignorierten, dass heute ein besonderer Tag sein sollte.

Dann waren da noch Harry und Lisa. Ein Paar, das sich unter der Brücke, wo sie im Sommer schliefen, kennengelernt hatte. Beide nicht mehr ganz jung. Lisa sah man an, dass sie einst eine schöne Frau gewesen war. Auch heute strahlte sie noch eine innere Schönheit aus, auch wenn das Leben ihr Gesicht gezeichnet hatte. Sie war attraktiv. Strahlte von innen. Und stolz war sie. Noch heute. Die Straße war ihr Leben. Schon lange hatte sie auf der Straße gelebt, von Almosen oder von den Lebensmitteln, die einfach weggeworfen wurden. Sie hatte sich arrangiert mit ihrer Realität. Hatte sich prostituiert, um zu überleben. Nur ihren Stolz, den hatte sie sich von niemandem nehmen lassen. Einer ihrer Freier hatte ihr sogar einmal angeboten, sie in einer billigen Absteige wohnen zu lassen. Dafür hätte sie ihm jederzeit zur Verfügung stehen müssen. »Verpiss Dich! Ich verkaufe meinen Körper. Aber mich, mich kann man nicht kaufen!«, hatte sie gesagt.

Auch Harry hatte alles verloren. Einst war er Manager, einer der sogenannten »Oberen Zehntausend«, hatte Vermögen, ein Haus. Eine Ehefrau. Bis er der Gier nach noch mehr Geld zum Opfer fiel und spekulierte. Und alles verlor. Vermögen. Haus. Stelle. Und, nachdem das alles weg war, auch seine Frau. Er versuchte, seinen Schmerz im Alkohol zu ertränken und rutschte noch tiefer. Bis er Lisa traf.

Das war im Sommer vor einigen Jahren. Sie redeten stundenlang, philosophierten über Gott und die Welt, hatten Sex im Park oder unter der Brücke. Das Heim war für sie nur eine Übergangslösung für den Winter. Und hier konnte man wenigstens duschen, seine Kleidung waschen, was sie auch im Sommer ausnutzten.

Beide glaubten an Gott. Nicht den, über den man in der Kirche predigte, der eine Religion vorschrieb. Den, der alles sieht. Nein, an den hatten sie schon als Kind nicht geglaubt. Sie waren sich des Gottes sicher, der in uns allen ist, der kein Haus, keine

Kirche braucht. Sie mochten auch den Namen Gott nicht. Nannten es »Die da oben« oder »Universum« oder einfach nur »Liebe«.

Lisa zeigte ihm, wie schön die Welt sein konnte, auch ohne Geld, ohne Auto, ohne Vermögen. Stundenlang konnten sie die Schönheit der Natur genießen, sei es in Form von wunderschönen Blüten, genialen Sonnenauf- oder Untergängen. Ja, selbst der Regen hatte was. Sie machten sich oft über die Gesellschaft lustig, die nach drei Tagen Regen jammerte ... nach drei Tagen Hitze aber auch. Die ihre Arbeit hasste, sich aber jeden Tag dorthin schleppte. Die mit Gewalt an Ehen festhielt, in denen sie schon lange nicht mehr glücklich war. Die ihre Kinder schlug und behauptete, das habe noch niemandem geschadet. Die andere Menschen wegen ihrer Hautfarbe oder Nationalität verachtete oder gar bekämpfte. Die Gesellschaft, die Menschen wie Lisa und Harry aus ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen hatte. Die sich selbst Tag für Tag aufs Neue belog. Die gleiche Gesellschaft, die heute schein-heilig Weihnachten feierte.

In den Morgenstunden, wenn ein neuer Tag geboren wurde, lauschten sie dem Vogelgezwitscher und fragten sich, was ihnen eigentlich fehlte. Nichts.

Zu Essen brauchten sie nicht viel. Sie saßen oft in der Fußgängerzone und bekamen immer ein paar Euro, um sich Essen zu kaufen. Manchmal gaben sie sogar streunenden Tieren etwas davon oder den »Neuen«, die immer wieder nachrückten in die Welt der Obdachlosen.

Sie sahen sich an, dort im Heim, bevor sie Hand in Hand nach draußen gingen. Es schneite schon seit Tagen, die Stadt erinnerte an ein Zuckerguss-Dorf. Die Schneedecke dämpfte alle Geräusche, es war eine zauberhafte Stimmung. Und sie wünschten sich nicht: »Frohe Weihnachten!«

Weihnachten, das Fest der Liebe, das dieses Paar nicht brauchte. Sie lebten diese Liebe, die ihnen die Sicherheit gab, dass es weitergehen würde. Immer.

Teneriffa, 22. November 2011

Als Sonntagskind im Juni geboren, schrieb Saskia Pasión bereits in ganz jungen Jahren, begann allerdings erst 2011, ihre Geschichten und Bücher zu veröffentlichen. Normalerweise bewegt sie sich mit Leidenschaft im Genre der Erotik, macht aber auch "Seitensprünge" in nichterotische Themen. Ihre Wiege stand in Frankfurt. Heute lebt und schreibt sie auf Teneriffa. www.saskia-pasion.net.

Rüdiger Heins



Flucht ins Nichts

Von dem Brotkanten, den ihm eine alte Bauersfrau über den Zaun des Lagers geworfen hatte, war bereits am zweiten Tag seiner Flucht nichts mehr übrig geblieben. Zuletzt suchte er in seiner Manteltasche die winzigen Krümel, die er sich in gewissen Abständen immer wieder in den Mund führte, um sie langsam auf der Zunge zergehen zu lassen. Das gab ihm das Gefühl, etwas Essbares im Mund zu haben und nährte die Illusion, nicht mehr hungrig zu sein. Den Durst löschte er mit einer Handvoll Schnee. Bereits am dritten Tag seiner Flucht wusste er weder, wo er war, noch, wohin er gehen sollte.

Hans wollte nur noch weg, weit genug weg von diesem Lager, in das sie ihn gesperrt hatten. Der Krieg war verloren, das wusste Hans schon, bevor er eingezogen wurde. Er war siebzehn und hoffte, dass dieser Krieg schnell ein Ende haben würde, damit er wieder nach Hause konnte.

Sie wollten ihn noch mit seiner Kompanie, die sie in aller Eile in Koblenz zusammengestellt hatten, in den Russlandfeldzug schicken. Die Soldaten wussten, dass sie von dort nicht mehr zurückkehren würden. Ihr Zug, mit dem Mannschaftstransport nach Minsk, wurde bereits in Frankfurt an der Oder von den feindlichen Fliegern bombardiert. Die Lok wurde getroffen, der Kessel explodierte und die Waggonen entgleisten. Mitten in einer endlosen Landschaft lagen die Trümmer des zerbombten Zuges. Rauch stieg zum Himmel. Es roch nach den verbrannten Kohlen des Heizofens und nach dem verbrannten Fleisch der schreienden Landser. Ihre Schreie glichen einer Todessymphonie, sie schien die Landschaft in ein bizarres Gebilde zu verwandeln. „*So sieht also der Krieg aus*“, dachte Hans, als er sich aus den Brocken aus Stahl und Dreck und Holz hervorarbeitete, die ihn umgaben.

Er wurde bei diesem Bombardement verwundet. Die Verletzung am Bein, das zwischen zwei Munitionskisten eingequetscht wurde, machte ihn kampfunfähig und brachte ihm sechs Wochen in einem Lazarett und noch eine Woche Heimaturlaub ein. Seine Mutter war froh, dass wenigstens einer ihrer drei Söhne aus dem Krieg zurückkehrte. Ernst blieb in der Normandie und von Fritz,

der zuletzt im Kessel von Stalingrad kämpfte, hatten sie schon lange nichts mehr gehört.

Hans wollte nach seinem Heimaturlaub nicht mehr in diesen „gottverdammten Krieg“ zurück. Doch es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich wieder auf den Weg zu machen.

„Mutter, bei der erst besten Gelegenheit, die sich ergibt, brenne ich denen durch“ sagte er ihr zum Abschied. Umarmen konnten sie sich nicht. So blickten sie sich nur kurz in die Augen, reichten sich die Hände und nahmen Abschied.

Doch es gab keine Gelegenheit mehr, für ihn durchzubrennen. Noch bevor er in Mainz den Bahnhof – oder das, was davon übrig geblieben war – zu Fuß erreichen konnte, hörte er unterwegs, zwischen Gau - Algesheim und Ingelheim die Leute rufen:

„Der Krieg ist zu Ende! Er ist aus und vorbei.“

Hans konnte das nicht glauben. Vor einigen Wochen noch wollten sie ihn nach Russland fahren und jetzt sollte alles vorbei sein?

Vorbei. Der Krieg war zu Ende. Hans war nicht allzu weit von seinem Heimatdorf entfernt. Zu Fuß wollte er zurück nach Dietersheim, um dort wieder sein normales Leben zu führen. Die Arbeit im Stall und auf dem Feld, das war das, was er wollte, was er konnte, und es war die Arbeit, die ihn zufrieden machte.



Wie oft hatte er es sich in all diesen Jahren gewünscht, dass dieser Krieg ein Ende haben würde. Nun, da es soweit war, konnte er das Ende nicht wirklich fühlen. Das Ende des Krieges, von dem er schon so lange geträumt hatte.

„So fühlt sich also das Ende des Krieges an“, murmelte er vor sich hin. Das Ende fühlte sich nach nichts an. Äußerlich gab es keine Veränderungen. Die zerbombten Häuser, Menschen auf der Flucht, immer wieder auch verstreut Landser. Verwundete Menschen auf den Straßen, die ziellos herumzuirren schienen. Leichen am Straßenrand, deren Verwesungsgeruch süßlich über der Trümmerlandschaft lag.

Die Amis kamen sehr schnell mit einer Pontonbrücke über den Rhein bei Bingen. Die Rheinbrücke war von einem Sprengkommando der Wehrmacht zerstört worden, um jeden Quadratmeter deutschen Bodens bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Sie kamen mit ihren Panzern und ihren Jeeps, blieben stehen, fragten nicht lange und nahmen ihn gefangen. Sie hatten weder Erbarmen angesichts des weißen Tuches, das er geschwenkt hatte, noch mit seiner Jugend. Die amerikanischen Soldaten nahmen ihn einfach mit und brachten ihn in ein notdürftig errichtetes Gefangenenlager bei Bretzenheim.

Tagsüber, wenn die Sonne ein wenig durch den bewölkten Himmel schien, war das Lagerleben erträglich. Als der Herbst mit seinen Regenfällen das Leben der Gefangenen erschwerte, gruben sie tiefe Löcher in die Erde, um dort geschützt zu sein. Die nasse Erde wurde schwer. Es gab Höhlen, die in der Nacht unter der schweren Last einstürzten. Da war niemand, der die schreienden Gefangenen hören konnte. Erst bei Tag bemerkten sie, wer von ihren Kameraden bei lebendigem Leibe begraben worden war.

Die Amis gingen und die Franzosen kamen. Jetzt gab es auch keine Tabakrationen mehr für die Männer. Einige trockneten in ihren Höhlen Blätter und Gras, indem sie darauf schiefen. Mit Zeitungspapier wickelten sie den selbstgemachten Tabak ein und klebten das Papier mit viel Spucke fest, um so wenigstens eine Ahnung von einem Rauchgenuss zu bekommen. Es blieb bei der Ahnung und der Genuss der selbsthergestellten Zigarette hinterließ einen schalen Geschmack im Gaumen und oftmals auch ein übles Gefühl im Magen. Bereits am ersten Tag im Lager dachte Hans an Flucht.



Die Flucht war einfacher, als er dachte. Alles ging sehr schnell. Sein Plan war gründlich durchdacht. An Heiligabend hatten sie im Lager von den Franzosen eine Extraration Wassersuppe mit einem Stück Brot bekommen. Das war alles. Am zweiten Weihnachtsfeiertag versteckte er sich unter einem Lastwagen, von dem er annehmen konnte, dass dieser bald aus dem Lager fahren würde. Mit seiner ganzen Kraft hielt er sich an einem Gestänge unter dem Lastw

agen fest, als dieser losfuhr. Innerhalb von wenigen Minuten passierten sie unkontrolliert das Lagertor. Als der Wagen hielt, war es stockdunkel und er wusste nicht, wo er gerade war. Intuitiv löste er seine Hände und die Beine von dem Metall und fiel in den Schnee. Der Lastwagen fuhr weiter. Hans blieb liegen. Er atmete schnell. Regungslos blieb er so ein paar Minuten liegen. Beobachtete die Sterne im Himmel, der sehr klar war. Langsam entfernten sich die Lichter des Lastwagens von ihm. Laut schrie er in die Nacht hinein. Er hatte es geschafft. Seine Flucht war gelungen. Frei, er war frei. Endlich frei. Niemand würde ihn nun mehr in das Gefangenenlager nach Bretzenheim zurückbringen können.

Nachdem er eine ganze Weile regungslos war, spürte er, wie die Kälte in ihm hochstieg. Das Aufstehen fiel ihm schwer. Die steifen Glieder und der Hunger machten ihm zu schaffen. Sein Heimatdorf war nur wenige Kilometer entfernt, doch er wusste, dass sie ihn dort zuerst suchen würden. Lange musste er überlegen, wohin er gehen könnte, um untertauchen zu können. Aber es fiel

ihm niemand ein, dem er sein Schicksal anvertrauen konnte. Die Frage, wohin er nun gehen sollte, hatte er sich im Lager nie gestellt. Er wusste, wo er keinen Unterschlupf finden konnte. Nach Hause zu seiner Mutter würde er sicher nicht gehen können, dort würde es auffallen, dass Hans wieder aus dem Krieg nach Hause gekommen war. Kurze Zeit spielte er mit dem Gedanken, seinen Jugendfreund Helmut um Hilfe zu bitten. Diesen Gedanken gab er schnell wieder auf.

Immer wieder zog er seine Kreise durch die Dörfer um Bingen herum. Er ging nur nachts, nahm Wege durch die Felder und schlief tagsüber in einem der Heuschober, die am Wegesrand standen.

Ab und zu stahl er sich bei einem Bauern ein Ei, das er roh austrank. In einem Keller fand er auch Äpfel und andere Vorräte, die seinen Hunger stillten.

In der dritten Nacht seiner Flucht gelang es ihm, in der Scheune seines Elternhauses in Dietersheim zu übernachten. Auf dem Hof hörte er früh am Morgen die Stimme seiner Mutter. Das war für ihn das Zeichen zum Aufbruch. Er schlich sich über den Hinterhof hinaus auf die Straße. Vorbei an der Kirche, um sich dann in den Feldern zu verstecken.

Am 31. Dezember 1945 war er bereits fünf Tage auf der Flucht. Auf der Flucht vor den Franzosen, auf der Flucht vor diesem unmenschlichen Gefangenenlager, auf der Flucht vor der Kälte, auf der Flucht vor seinem Hunger. Tage der Flucht, an denen er nicht wusste, wohin er flüchten sollte. Auf der Höhe der Rochuskapelle angelangt, hörte er einen lauten Knall. Sofort ließ er sich in den Schnee fallen. Adrenalin schoss ihm durch den Körper. Er schwitzte, lag schnaufend im Schnee und war ein Bündel aus Angst.

Wieder knallte es und wieder und wieder. Dann drang durch das laute Knallen das Läuten der Glocken. Zunächst nur ganz leise, dann immer lauter werdend. Hans verstand jetzt. Der Krieg war zu Ende. Das Jahr auch. Ein neues Jahr begann und er wusste immer noch nicht wohin.

Fotos zum Text: www.ruedigerheins.de

Skuli Björnssons Hörspieltipp

Marina Zwetajewa
Casanovas Ende

Deutschlandfunk 27. Dezember 20:10 Uhr

SDR 1991, 54 Minuten

Regie: Otto Düben
Komposition: Peter Zwetkoff

Neujahr 1798: Giacomo Casanovas (2.4.1725 - 4.6.1798) letzte Tage in Dux, wo er bei Graf Waldstein sein Gnadenbrot als "Bibliothekar" fristet. Von der Dienerschaft als zittriger Greis verachtet, verbrennt Casanova in seiner Kammer vergangene Liebesbriefe an ihn. Als er seinen Entschluss gefasst hat, heimlich in die Wälder und damit in seinen Tod zu gehen, klopft es: Das junge Kammermädchen Francisca - als Junge gekleidet - will mit ihm aus Liebe fliehen.

Giacomo Casanova: Herbert Stass
Francisca: Gunda Aurich
Jaques, der Diener: Kurt Buecheler
Fürst de Ligne: Hans Wyprächtiger

Katherine Mansfield
Feuille d'Album

Deutschlandradio Kultur 28. Dezember 0.05 Uhr

DRS/DLR 2010, 35 Minuten

Regie: Franziska Hirsbrunner
Bearbeitung: Franziska Hirsbrunner
Komposition: Bernadette Johnson
Übersetzung: Sabine Lohmann

Paris um 1917 - ein junger Maler, Ausländer, schüchtern und eigenwillig, wird von Kolleginnen umschwärmt. Je weniger er auf ihre Avancen eingeht, desto interessanter wird er für sie, die Projektionen schießen ins Kraut. Doch als die Frauen schließlich enttäuscht von ihm ablassen und er sich in seinem schäbigen, aber überaus ordentlich gehaltenen Atelier wieder ungestört seiner Kunst widmen kann, verfällt der scheinbar so autarke junge Mann selbst einer Projektion.

Von stupender Beobachtungsgabe, hat Katherine Mansfield in den paar Jahren, die ihr zum Schreiben blieben, die damals noch junge Form der Kurzgeschichte revolutioniert: «Ich bin eine Schriftstellerin, die sich um nichts kümmert als um das Schreiben. Wenn ich unter Leuten bin, fühle ich mich wie ein Arzt mit seinen Patienten - sehr mitfühlend, sehr am Fall interessiert, sehr begierig, dass sie mir alles erzählen, was sie können -, aber was mich selbst angeht, sehr allein, sehr isoliert - ein merkwürdiger Zustand.»

Simone Aughterlony, Patrick GüldenberG, Mira Partecke, Katja Reinke, Julia Schmidt, Susanne-Marie Wrage

eXperimenta - Formatvorlage

Sie möchten Ihren Text in der eXperimenta veröffentlichen? Dann nehmen Sie uns etwas Arbeit ab und senden ihn direkt im geeigneten Format! Die Vorlage dazu können Sie mit einer Email an redaktion@experimenta.de anfordern.

Wir freuen uns auf Ihre Einsendung!

Impressum

eXperimenta Online und Radio Magazin für Literatur und Kunst
www.eXperimenta.de

Herausgegeben vom INKAS - Institut für KreAtives Schreiben im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V. Magister-Faust Gasse 37 in 55545 Bad Kreuznach und Dr.-Sieglitz Straße 49 in 55541 Bingen.

eMail: redaktion@eXperimenta.de

Herausgeber: Rüdiger Heins und Carolina Butto Zarzar

Chefredaktion: Luise Hepp, Gabi Kremeskötter (Schlussredaktion) und Joachim Mols www.mols-text.de

Redaktionsanschrift: eXperimenta Dr. Sieglitz Str. 49 55411 Bingen

Redaktion: Sabine Aha, Martina Berg, Christine Hidiringer, Angelika Knipfer, Emmanuel Losch, Saskia Pasiön

Auflage: 15.857

Einsendungen: Literarische Beiträge bitte mit Bild und Kurzvita an:

redaktion@eXperimenta.de

Für eingesandte Beiträge übernehmen wir keine Haftung.

Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autor(inn)en. Alle sonstigen Rechte beim INKAS Institut für KreAtives Schreiben mit Sitz in Bad Kreuznach und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber selbst verantwortlich.

Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.

© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

ISSN 1865-5661, URN: urn:nbn:de:0131-eXperimenta-2011-127

Bilder: Privatbilder wurden von den Autor(inn)en selbst zur Verfügung gestellt.

Fotografien: j. budissin, Alberto Cabelle, David Gans, Gloria Graham, Rüdiger Heins, Gerlinde Heep, F. Antolin Hernandez, Henryk Kotowski, Peng (talk), Ahmed Toni

Illustrationen: **Ezequiel Casamada**

Titelbild: **Gerlinde Heep**

www.eXperimenta.de